

# Rezensionen

Rezensionsschwerpunkt | Ostmitteleuropa

ANGELIQUE LESZCZAWSKI-SCHWERK: „Die umkämpften Tore zur Gleichberechtigung“. *Frauenbewegungen in Galizien (1867–1918)*. Münster [usw.]: LIT, 2015. 369 S., 2 Abb., 11 Tab. = Osteuropa, 9. ISBN: 978-3-643-50586-6.

Das Jahr 1867 markiert aufgrund des im Dezember 1867 in Österreich erlassenen Staatsgrundgesetzes, in dem die Gleichberechtigung der Nationalitäten in der Habsburgermonarchie verankert wurde, auch eine bedeutende Zäsur für die im Kronland Galizien lebenden Nationalitäten. Profitieren konnte in Galizien von dieser neuen Gesetzgebung vor allem die polnische Bevölkerung, da im Rahmen der Autonomie für Galizien sukzessive die polnische Sprache als Unterrichts- und Amtssprache und schließlich Anfang der 1870er Jahre auch als Vorlesungssprache an den Universitäten Lemberg und Krakau eingeführt wurde. Die Verfasserin hat dieses Jahr als Ausgangsjahr für ihre Untersuchung der ruthenischen (ukrainischen), polnischen und jüdisch-nationalen (zionistischen) Frauenbewegungen in Galizien bis zum Ende des Ersten Weltkrieges gewählt. Sie stützt sich auf zahlreiche Quellen aus Archiven und Bibliotheken in Polen, der Ukraine, Österreich und Israel sowie auf zeitgenössische Frauenzeitschriften, Erinnerungen, Autobiographien und Biographien von Akteurinnen in Galizien. Darüber hinaus kann sie auf eine recht beachtliche Sekundärliteratur in deutscher, polnischer, englischer und ukrainischer Sprache zu den Frauenbewegungen in Galizien zurückgreifen. Nach einleitenden Bemerkungen zu den methodischen Ansätzen der Studie und zum Forschungsstand über die Frauenbewegungen im Allgemeinen und in Galizien im Besonderen gibt die Verfasserin im zweiten Kapitel einen Überblick über die Entwicklung der multiethnischen Frauenbewegungen in Galizien sowie über deren unterschiedliche Strömungen, gesellschaftliche Kontexte und internationale Kontakte. Sie stützt sich bei ihrem Vergleich auf die im Jahre 2000 erschienene Forschungsarbeit von Natali Stegmann über die Frauenbewegun-

gen in Polen 1862–1919 und auf das von ihr dort angewandte „chronologische Bewegungsmuster“ (S. 12). Ein wichtiges Anliegen der Verfasserin ist es, die Affinitäten und Differenzen zwischen den drei Frauenbewegungen in Galizien, aber auch die überregionalen sowie transnationalen Verflechtungen und Vernetzungen herauszuarbeiten sowie der Frage nachzugehen, inwieweit es den Frauen möglich war, Geschlechtergrenzen vor dem Hintergrund des Ersten Weltkriegs zu überwinden. Angelique Leszczawski-Schwerk hebt hervor, dass zwar das Interesse an Gender Studies und Frauengeschichte gestiegen sei, jedoch komparatistische Forschungen über die Frauenbewegungen allgemein, insbesondere aber für Galizien fehlen, da die meisten Publikationen zur Frauenbewegung im nationalen Kontext zu verorten seien. Im dritten Kapitel befasst sie sich mit den Strukturen und Organisationen der im Untersuchungszeitraum gegründeten sozialen, kulturellen, religiösen, politischen und beruflichen Frauenvereine und Bildungsvereine für Frauen und Mädchen, die in einer Tabelle (S. 68–79) übersichtlich aufgelistet werden und von einem vielfältigen Vereinswesen polnischer, ukrainischer und jüdischer Frauen in Galizien zeugen. Ergänzt wird diese tabellarische Übersicht durch ein chronologisches Verzeichnis der sozialen und kulturellen Frauenvereine, in dem die Verfasserin auch die Vorsitzenden und Gründungsmitglieder auflistet (S. 82–110), was für weitere Forschungsarbeiten zum Frauenvereinswesen in Galizien von besonderer Bedeutung ist. Da es Frauen in jener Zeit gesetzlich verboten war, Parteien beizutreten oder zu gründen, blieben die Frauen in Galizien darauf angewiesen, sich vornehmlich mit sozialen, kulturellen und bildungspolitischen Fragen zu beschäftigen. Die Verfasserin hebt hervor, dass zu den bedeutenden Errungenschaften der Frauenbewegungen die Zulassung von Frauen zum Studium an den Fakultäten der Philosophie und Medizin an den Universitäten Krakau und Lemberg im Jahre 1897 zählte, die allerdings nicht gemeinsam von den Frauen durchgesetzt wurde, da die nationa-

len Gegensätze zwischen Polinnen und Ukrainern nicht überwunden werden konnten. Im dritten Kapitel gibt sie einen Überblick über die Vereinstätigkeiten, die internen Strukturen und Programme der galizischen Frauenvereine und untersucht am Beispiel von drei Frauenvereinen in der Hauptstadt Lemberg (*Krużok Ukrajinśkieich Divčat, Kolo Kobiet Żydowskich, Związek Równouprawnienia Kobiet we Lwowie*) deren Wirkungskreis, das Engagement ihrer Gründungsmitglieder und die Beziehungen zwischen den drei Vereinen. Im Anschluss daran widmet sie sich der Interaktion zwischen polnischen, ukrainischen und jüdischen Frauen, die nationale und transnationale Netzwerke bildeten und die zum Teil gemeinsam agierten, wie beispielsweise bei der Einreichung von Petitionen, die gemeinsame Ziele der Frauen vertraten. Auf der Grundlage von Phasenmodellen kann die Autorin eine gleichzeitige Entstehung von polnischen und ruthenischen Frauenvereinen in den Jahren 1880–1905 feststellen. Die zweite Phase von 1906–1914 diente der Differenzierung der Bewegung, die dritte Phase von 1914–1918 insbesondere dem sozialen und patriotischen Engagement. Die jüdisch-nationalen (zionistischen) Frauenvereine seien dagegen erst ein Jahrzehnt später, 1890, entstanden und hätten dann die zweite und dritte Phase fast gleichzeitig durchlaufen.

Im vierten Kapitel analysiert die Verfasserin ausgewählte Titel der in Galizien im Untersuchungszeitraum erschienenen Frauen- und zionistischen Zeitschriften und stellt Vergleiche zwischen den darin geführten Diskursen an. So

untersucht sie beispielsweise den Bildungsdiskurs in den polnischen Frauenzeitschriften *Ster, Nowe Słowo* und *Głos kobiet w kwestii kobiecej* und den ruthenischen Frauenzeitschriften *Peršyj Vinok, Naša Meta* und *Naša Dolja*. Als Vergleich dienen ihr beim Stimmrechtsdiskurs an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert insbesondere die Ausführungen der bekannten ruthenischen Frauenrechtlerin Natalija Kobryns'ka in der Zeitschrift *Naša Dolja* sowie der polnischen Frauenrechtlerin Helena Witkowska in der Zeitschrift *Głos kobiet w kwestii kobiecej*. Die Bildungsdiskurse jüdischer Frauen spiegeln sich in der in Galizien herausgegebenen zionistischen Presse wider, etwa in *Wschód* und *Przyszłość*, in der auch Frauen Beiträge veröffentlichten. Allerdings sahen sich Zionistinnen, die für eine Gleichberechtigung und Selbstständigkeit von Frauen in der jüdischen Gesellschaft plädierten, starker Kritik seitens der zionistischen Akteure ausgesetzt, die von den Frauen eine jüdisch-nationale Haltung forderten und eine Assimilation jüdischer Frauen an die polnische Gesellschaft strikt ablehnten.

Mit ihrer Studie hat die Verfasserin einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der ethno-religiösen Frauenbewegungen in Galizien zwischen 1867 und 1918 geleistet, der zu weiteren intensiven Studien über einzelne Frauenvereine und deren Mitglieder sowie ihre Vernetzung und Wirkung in der galizischen Gesellschaft anregen dürfte.

*Isabel Röskau-Rydel, Krakau*

DANGIRAS MAČIULIS / DARIUS STALIŪNAS: Lithuanian Nationalism and the Vilnius Question, 1883–1940. Marburg/Lahn: Herder-Institut, 2015. V, 236 S., Abb. = Studien zur Ostmitteleuropaforschung, 32. ISBN: 978-3-87969-401-3.

Im Rahmen der polnisch-litauischen Beziehungen nimmt die Auseinandersetzung um die Zugehörigkeit der Stadt Vilnius einen besonderen Platz ein. Für die eine Seite (d. h. Litauen) war die Metropole an der Neris die Hauptstadt des mittelalterlichen Großfürstentums Litauen und

natürlich auch die des modernen litauischen Staates, während die andere Seite (Polen) auf die langjährige gemeinsame litauisch-polnische Geschichte und den aktuellen Status der Stadt verweisen konnte: Am Ende des 19. Jahrhunderts lebten mehrheitlich Polen und Juden in Vilnius, während die litauischsprachige Bevölkerung eine marginale Minderheit darstellte.

Vor diesem Hintergrund untersuchen Dangiras Mačiulis und Darius Staliūnas die Bedeutung der Vilniusfrage für die litauische Nationalbewegung. „The principal objective of the book is to analyse [sic!] the emergence, evolution and im-

plementation among the masses of the idea of Vilnius as the capital of modern Lithuania [...]“ (S. 3). Aufgrund der nicht ins Gewicht fallenden litauischsprachigen Bevölkerung konnte es der litauischen Intelligentsia dabei lediglich um Strategien für eine symbolische Aneignung der Stadt gehen. Im ersten Kapitel steht die Genese der Vorstellung, Vilnius sei nicht nur die historische Hauptstadt des Großfürstentums Litauen, sondern besitze auch für die moderne litauische Nationalbewegung eine besondere Bedeutung, im Mittelpunkt (S. 6 ff.). Zunächst waren die Vilniusfrage und die damit verbundene Auseinandersetzung mit Polen allerdings nicht akut, denn die Vorstellungen drehten sich vor allem um eine kulturelle und sozial-ökonomische Autonomie innerhalb des Zarenreiches; ein unabhängiges litauisches Staatswesen lag in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts außerhalb der Vorstellungswelt der meisten Intellektuellen (S. 7–8). Doch verschob sich der Fokus in den kommenden Jahrzehnten: Im Zeichen der polnisch-litauischen Konkurrenz und den eindeutigen polnischen Bestrebungen nach einem eigenen Staatswesen entwickelte sich auch im litauischen nationalen Umfeld spätestens seit der grundstürzenden russischen Revolution von 1905 die Vorstellung eines eigenen Staates. Entscheidend für die Bedeutung von Vilnius war die dem Ort innewohnende symbolische Kraft, denn mit dieser Hauptstadt ließ sich eine Kontinuität zum mittelalterlichen Großfürstentum herstellen und damit aus der historischen Unabhängigkeit eine aktuelle ableiten sowie eine litauische nationale Identität konstruieren. Dagegen konnte das ethnisch litauische Kaunas trotz mancher Diskussionen nicht ankommen (S. 11 ff.). Die Autoren geben in diesem ersten Kapitel einen beeindruckenden Einblick in die Diskurse innerhalb der zahlenmäßig geringen litauischen Elite. Im Ersten Weltkrieg erhielten die Debatten neue Impulse (S. 45 ff.). Die deutsche Besatzung im Herbst 1915 schuf nämlich eine völlig veränderte politische Situation, in der von Beginn an von Litauen in seinen ethnographischen Grenzen mit der Hauptstadt Vilnius die Rede war (S. 53 ff.), eine Formulierung, die auch in der Unabhängigkeitserklärung vom 16. Februar 1918 Aufnahme fand. Doch erfüllten sich die li-

tauischen Hoffnungen bekanntlich nicht, und Polen entschied den Kampf um die staatliche Zugehörigkeit der Stadt bis 1923 für sich (S. 63 ff.). Überzeugend zeigen die Autoren, wie zwischen 1923 und 1939 die Befreiung der von Polen „geraubten“ Hauptstadt zur inneren Konsolidierung des seit 1926 an der Macht befindlichen Smetona-Regimes instrumentalisiert und die Bevölkerung in vielen Aktionen zur „Befreiung“ von Vilnius mobilisiert wurde (S. 92 ff.). Karikaturen und Bilder aus der zeitgenössischen Presse vermitteln interessante Aspekte der Auseinandersetzung. Es wird deutlich, wie stark die Vilniusfrage den Alltag der Bevölkerung prägte: auch in der tiefsten Provinz wurden „Vilniuseichen“ gepflanzt, „Vilniuspässe“ ausgegeben oder Modelle des Gediminasturms erbaut. Regelmäßige Demonstrationen am Vilniustag (Jahrestag des Einmarsches polnischer Truppen in die Stadt am 9. Oktober 1920) schufen zusätzliche Anreize.

Nachdem Polen im Frühjahr 1938 die Aufnahme diplomatischer Beziehungen erzwungen hatte, musste das Regime allerdings den Offenbarungseid leisten und die ungehemmte Vilniusrhetorik massiv zurückschrauben (S. 160 ff.). Daher spielte die Vilniusfrage auch eine zentrale Rolle für den Untergang der litauischen Republik, denn die Bevölkerung hatte Vertrauen und Zuversicht schon teilweise vor den geheimen Absprachen der beiden Diktatoren Hitler und Stalin verloren. Insofern war die lang ersehnte Rückerlangung der Hauptstadt ein mehr als zweischneidiges Schwert, denn im Oktober 1939 hatte Litauen bereits exterritorialen Basen der Roten Armee und einem Beistandsvertrag mit der UdSSR zustimmen müssen. Großzügig „schenkte“ Stalin den Litauern das von der Roten Armee besetzte Vilniusgebiet (S. 171 ff.).

Im letzten Kapitel geht es um die kurze Zeit der litauischen Herrschaft in Vilnius von Oktober 1939 bis Juni 1940, eine in den meisten Darstellungen des Disputs mehr oder weniger vernachlässigte Episode (S. 171 ff.). Die Aufgabe, die sich nun stellte, war, „that Vilnius would be turned from a provincial Polish city into the real capital of Lithuania with ethnic Lithuanians dominating in its streets“ (S. 179). Innerhalb der litauische Elite gab es deutliche Meinungsver-

schiedenheiten, wie die Lituanisierung von Vilnius zu erreichen sei. Diese Unsicherheit zeigte sich nicht zuletzt darin, dass es eigentlich zwei Hauptstädte gab: de jure Vilnius, de facto Kaunas, weil bis Juni 1940 keine einzige Regierungsbehörde ihren Sitz von der Memel an die Neris verlegte (S. 179 ff.). Das Buch findet seinen Abschluss in einem kurzen Ausblick auf die Sowjetperiode, denn erst unter der Litauischen Sozialistischen Sowjetrepublik erfüllte sich der Traum der litauischen Intelligentsia von einem litauischen Vilnius (S. 202 ff.).

Auch wenn sich die Darstellung manchmal in deskriptiven Passagen erschöpft (z. B. für die

Phase 1918–1923), so liegt eine überzeugende Arbeit vor, die den Bogen über zahlreiche historische Zäsuren und Umbrüche hinweg spannt und vor allem auf die Argumentationslinien der litauische Intelligentsia sowie die Rezeption der Vilniusfrage in der Presse eingeht. Nicht zuletzt sei auf die vorbildliche Kooperation der beiden Autoren hingewiesen. Wer sich über die Hintergründe der Vilniusfrage informieren möchte, hat mit diesem Buch einen profunden Führer und kritischen Wegweiser für die litauische Seite zur Hand, dem ein polnisches Pendant zu wünschen ist.

Joachim Tauber, Lüneburg

HANS-JÜRGEN BÖMELBURG / EDMUND KIZIK: Deutsch-polnische Geschichte – Frühe Neuzeit. Bd. 2: Altes Reich und alte Republik. Deutsch-polnische Beziehungen und Verflechtungen 1500–1806. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2014. 216 S., 3 Ktn., 8 Abb. ISBN: 978-3-534-24763-9.

Dieses Buch aus der Feder zweier bekannter Historiker, eines deutschen und eines polnischen, ist in der Reihe *WGB Deutsch-Polnische Geschichte* erschienen, die sich an einen breiteren Leserkreis richtet und daran erinnern möchte, dass die deutsch-polnischen Beziehungen, die nach wie vor von den Erfahrungen des Zweiten Weltkrieges und den Geschehnissen der Nachkriegszeit belastet sind, auf 1000 Jahre Nebeneinander und Miteinander zurückblicken. Diese Beziehungen waren in den vergangenen Jahrhunderten sehr eng, sind jedoch bis heute nicht unbedingt näher bekannt. Das rezensierte Buch bringt dem Leser einen weniger spektakulären Zeitraum nahe, war dieser doch von Frieden bestimmt, was, soweit es um die damaligen Grenzbeziehungen geht, wohl als Phänomen bezeichnet werden darf. Die Herausgeber begründeten in einer kurzen Einleitung (S. 6) die Notwendigkeit dieser Reihe, allerdings unterließ ihnen hier doch ein Fehler, als sie schrieben: „In Lemberg wurden im 16. Jahrhundert die polnischsprachigen Stadeliten Deutsche genannt.“ Es war nämlich genau umgekehrt: „Polnische Nation“ bedeutete Konfession – d.h. katholisch, sowohl auf polni-

scher wie auf deutscher Seite. Hinzufügen möchte ich, dass „russische Nation“ die Bekenner der Ostkirche bezeichnete – sowohl die Ukrainer, wie auch beispielsweise die in Lemberg lebenden Griechen. Dieses geringfügige Detail ist lediglich ein Hinweis darauf, wie kompliziert sich die gesamte Materie, mit der sich beide Autoren in dieser eher als klein zu bezeichnenden Reihe zu befassen hatten, darstellt.

Der erste Teil des Buches umfasst eine chronologische Übersicht der wesentlichen Fragestellungen. Die Autoren nehmen zunächst eine Gegenüberstellung der Ähnlichkeiten beider Staaten vor, von denen jeder ein Gebiet von rund einer Mio. Quadratkilometern Fläche umfasste, einen durch Wahl bestimmbaren Herrscher hatte, einen Reichstag und noch viele andere in diesem Buch sehr gut erfasste Ähnlichkeiten. Bei der Spurensuche allerdings wagen sich die Autoren etwas zu weit vor. Wenn sie schreiben, dass sich die preußischen Städte (in der Korrespondenz) auf das Modell des Reiches beriefen (S. 21), suggerieren sie, dass die Städte beider Staaten einen vergleichbaren Status besaßen. Offenkundig hatten die Städte der Rzeczpospolita, trotz des auf dem deutschen Stadtrecht basierenden Systems, einen anderen, eher schlechteren Status im Staatsgefüge. Einen vergleichbaren Status besaßen lediglich die preußischen Städte, die Residenzstadt Krakau allerdings schon nicht mehr. Dort wurde sogar der Stadtrat formell durch Beschluss eines königlichen Beamten berufen; die von lediglich einigen

wenigen polnischen Städten zum Reichstag delegierte Gesandtschaft hatte eher symbolischen Charakter und wurde nicht selten von den adeligen Vertretern in Frage gestellt.

Die Autoren versuchen zu Recht Analogien im 1000 Kilometer umfassenden Grenzgebiet beider Staaten, Beispiele grenzübergreifender kultureller Wechselbeziehungen, spezifischer Rechtssysteme, Lehenssysteme oder auch grenzübergreifender Mehrsprachigkeit aufzuzeigen. Derlei Phänomene haben sicherlich existiert, nur eines der angeführten Beispiele wirft Fragen auf. Konkret geht es hier um das grenznahe polnisch-schlesische Herzogtum Auschwitz-Zator, genauer gesagt um die Krakauer Bischöfe von Siewierz. Eben dieses Herzogtum der Krakauer Bischöfe bleibt als eines der wenigen klerikalen Herrschaftsgebiete bis 1790 von der Rzeczpospolita formell unabhängig. Darüber hinaus war seine Bevölkerung polnisch, ausgenommen einige wenige Adelsfamilien, die aus Schlesien hierher gekommen waren, aber auch Polnisch sprachen und schrieben. Einen jüdischen Bevölkerungsanteil gab es hier überhaupt nicht, genauso wie in anderen geistlichen Besitzungen. Das Herzogtum Auschwitz-Zator wurde infolge der Integrationsprozesse des 16. Jahrhunderts ein Kreis des Gebiets Schlesien, der sich durch eine rein polnische ethnische Struktur auszeichnete.

Das zweite Kapitel ist demografischen Fragen gewidmet. Das Phänomen der Migration größerer Bevölkerungsgruppen und die Folgen dieser Migration werden in diesem Buch ausgezeichnet dargestellt. Erwähnenswert ist an dieser Stelle, dass neben den bereits gut bekannten Verbindungen zu den baltischen Städten auch eine Verbindung in den Karpatenraum nachgewiesen wird, welche die Städte Süddeutschlands, Böhmens und Schlesiens mit Krakau und Lemberg zusammenführte. Bei der Erörterung der Migration wäre eine genauere Betrachtung ökonomischer Faktoren interessant gewesen, u.a. die Wanderbewegung von Handwerksgelesen. Schade, dass die Autoren der sog. Josephinischen Kolonisation nicht mehr Platz eingeräumt haben, die in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts nach dem Vorbild Friedrichs des Großen in Galizien stattfand, wo rund 200 Siedlungen mit gleichartiger städtischer Anlage ge-

schaffen wurden – die Anwerbung der Siedler fand in allen Ländern des deutschen Reichsgebietes statt.

Im folgenden Kapitel, das Wirtschafts- und Handelsfragen gewidmet ist, richten die Autoren völlig zu Recht die Aufmerksamkeit auf die Veränderungen und die steigende Bedeutung des Handels mit Getreide und Vieh, aber auch auf die rückläufige Bedeutung des Handels mit Kupfer, das in dem erörterten Zeitraum aus Böhmen nach Deutschland kam wurde.

Weitere Fragen, die eingehend erörtert werden, sind die Reformation und die Gegenreformation, die nach dem Konzil von Trient einsetzte. Obwohl die Reformation in Polen und Deutschland anders verlief, so ist sie doch das beste Beispiel für die enge Verbundenheit beider Staaten. Ähnlich enge Verbindungen belegt auch der Abschnitt *Dynastien, Adel und höfische Kultur*. Der Leser erfährt hier viel über Eheschließungen der Jagiellonen mit den Habsburgern und anderen Fürstenhäusern des Deutschen Reichs. Ein gesondertes Kapitel widmen die Autoren der polnisch-sächsischen Union (1697–1763), wo insbesondere den Kontakten der Eliten beider Staaten breiter Raum eingeräumt wird, u.a. der nicht weiter bekannten polnischen Diaspora, die seinerzeit in Dresden ansässig war, oder der militärischen Karriere polnischer Soldaten in der sächsischen und preußischen Armee.

Das siebte und letzte Kapitel des ersten Teils dieses Buches – *Brandenburg, Preußen und die Teilungen Polens* – ist aus preußischer Perspektive geschrieben, was für den polnischen Leser interessant sein kann, der ja Preußen traditionell als Aggressor betrachtet. Die Teilung Polens wird hier als Beispiel der für die damalige Zeit charakteristischen europäischen Diplomatie der Aggression behandelt. Für einen breiteren Leserkreis, insbesondere für Polen, welche die Teilungen als etwas „Außergewöhnliches“ ansehen, dürfte dies ein interessanter, wenn auch in der Geschichtsschreibung nicht neuer Ansatzpunkt sein, der bereits seit Marcel Handelsman († 1945) bekannt ist. Leider haben die Autoren die Rolle Österreichs bei den Teilungen Polens im Vergleich mit Preußen nicht ausführlich berücksichtigt (auch nicht im Titel des Kapitels), sondern lediglich an Galizien im

vergleichenden Kontext erinnert.

Der zweite Teil des Buches mit dem Titel *Fragen und Perspektiven* enthält interessante Erörterungen der Autoren über ausgewählte Themenbereiche und bietet Anstöße zur Diskussion. Am Anfang findet sich eine gründliche Erörterung des sogenannten „Kulturträgertums“ und dessen Nutzung zu politischen Zwecken in der Geschichtsschreibung des 19. und 20. Jahrhunderts. Interessant ist auch der Abschnitt über die jüdische Bevölkerung, insbesondere in Polen. Die Autoren haben hier der überregionalen Autonomie der Juden den gehörigen Platz eingeräumt (erinnern jedoch nicht an die außergewöhnliche Institution des „Sejm 4 Ziem“ – Wa’ad Arba’ Aratzot = Ausschuss der vier Länder). Nicht sehr präzise heißt es hierzu: „Auf Initiative der Stadtherren wurden an einigen Orten christliche Zünfte bewogen, jüdische Mitglieder zu akzeptieren“ (S. 159). Dieses „Akzeptieren“, in Verbund mit den Einträgen in die Zunftbücher (nicht immer gewollt und oft „auf den Kopf gestellt“, wie etwa 1762 im Zunftbuch der Schneider und Schuster in Slawków an der polnischen-schlesischen Grenze), bedeutete lediglich die Zustimmung der Zunft zur Ausübung eines Handwerkes in der Stadt. Juden konnten in eine christliche Zunft nicht aufgenommen werden, weil diese Vereinigung auch religiösen Zwecken diene. So war es Pflicht, an Gottesdiensten, Fronleichnamsprozessionen, Beerdigungen usw. teilzunehmen, was bei Vertretern des jüdischen Glaubens eher ausgeschlossen war.

Zusammenfassend sind der gut lesbare Aufbau und die klare narrative Struktur des Buches bei entsprechendem Einsatz der vergleichenden Methode hervorzuheben. Es ist kein Buch, in dem ein „polnischer“ Teil vom „deutschen“ getrennt behandelt wird, wie dies bisweilen in Gemeinschaftspublikationen der Fall ist. Hier ist die Teamarbeit dieser zwei ausgezeichneten Historiker klar zu erkennen. Die Autoren schließen ihre Betrachtungen jedoch nicht mit der Frühen Neuzeit, sondern gehen mutig weiter bis in unsere modernen Zeiten, wobei auch die Entstehung vieler Stereotypen erörtert wird, darunter auch des wohl heute noch populärsten – desjenigen von der „polnischen Wirtschaft“. Es war

sicher nicht leicht, eine Synthese der deutsch-polnischen Beziehungen über Jahrhunderte in so komprimierter Form zu schreiben. Viele Aspekte mussten unbeachtet bleiben. Beispielsweise werden die Entstehung und die Entwicklung des Chassidismus in Polen nicht erörtert, dafür wird eine andere jüdische Bewegung – der Frankismus – breiter dargestellt, da dieser auch in deutschen Landen Analogien aufwies. Sonstige Bewegungen werden eher lapidar abgehandelt. Das Bestreben nach einer kohärenten Form hat dabei auch seine negativen Seiten. Beispielsweise heißt es über Tadeusz Kościuszko, dass er „1794 [...] in russische Gefangenschaft [geriet], aus der er 1796 freigelassen wurde“ (S. 191). Es wird jedoch nicht klar, warum er so schnell wieder freigelassen wurde, und ich bin nicht überzeugt, dass die Mehrheit der Leser diese Tatsache mit dem Wechsel auf dem russischen Thron und dem neuen Zaren Pavel I. assoziiert, der aus Bosheit gegenüber seiner verhassten, mittlerweile verstorbenen Mutter Katharina der Großen eine Amnestie erklärt hatte. In dem vorliegenden Buch kommt es zu Wiederholungen und Ungenauigkeiten. So lesen wir z.B. auf S. 37, dass in Polen-Litauen 1765/1765 etwa 750.000 Juden lebten, was „8–10 % der gesamten Bevölkerung“ ausgemacht habe. Dieselbe Zahl wird auch auf S. 156 angegeben, wobei hier aber der „Anteil der Juden an der gesamten Bevölkerung“ auf 6–7 % beziffert wird. Zwei Mal (S. 37 und S. 157) wird die Zwangsumsiedlung der Krakauer Juden in das benachbarte Kazimierz (damals keine Vorstadt) im Jahr 1494 beschrieben. Einige der Gedankengänge des Abschnitts „Menschen und Migrationen“ finden sich auch im zweiten Teil des Buches, und zwar im Abschnitt „Mobilität und Kulturtransfer“.

Diese kritischen Anmerkungen entspringen der Rezensentenpflicht und sollen unsere hohe Wertschätzung für dieses Buch in keiner Weise verdunkeln. Vielmehr bestätigt es unsere Überzeugung, dass die Forschung zu den deutsch-polnischen Beziehungen im vorindustriellen Zeitalter erst am Anfang steht und ihr Reichtum und positiver Ertrag bisher weder ausreichend erkannt und gewürdigt, noch in einem breiteren Rahmen bekannt gemacht worden ist.

*Zdzisław Noga, Kraków*

WALDEMAR KOWALSKI: *The Great Immigration. Scots in Cracow and Little Poland, circa 1500–1660*. Leiden, Boston: Brill, 2016. XIV, 316 S., 2 Abb., 27 Tab. = *Studies in Central European Histories*, 63. ISBN: 78-90-04-30310-2.

The book by Waldemar Kowalski investigates the immigration of Scots to Poland-Lithuania during the 16th–17th centuries by concentrating on the settlement of the Scottish immigrants in Cracow and other Little Polish towns. The book consists of seven chapters, with each chapter highlighting different dimensions of the presence of Scots in the social and economic life of the city and the region.

The first chapter delineates the general contexts and chronology of the Scottish immigration to the Polish-Lithuanian Commonwealth. It outlines the history of the Scottish settlement in different parts of Poland-Lithuania, and attempts to establish the number of the immigrants. Contrary to opinions held by contemporaries and accepted by the older historiography, the author is inclined to accept the findings of recent studies which indicate a modest number of Scots in Poland-Lithuania. The Scottish migrants were mostly of a humble social position, and they were driven to migrate more by the promise of economic benefits, rather than by issues of faith or political considerations. The analysis also provides interesting insights into the relationships between various groups and institutions of Polish society and the Scottish newcomers. The author points out the common hostile attitude towards the wandering poor Scottish peddlers. Though this widespread type of Scottish petty traders was useful for the noblemen's dominial economy because they helped to keep the dependent peasants cut off from the town markets, the opinions voiced by contemporary people about the Scots were mostly negative. Such a hostility towards the economic activity of the Scots was occasionally supported by the special provisions issued by local magistrates and noble diets which were aimed at the legal discrimination of the Scots in the system of local economic exchange.

The second chapter investigates the legal and social dimensions of the admission of Scots to

the civic rights in Cracow. In his analysis the author made use of the registers of the acceptance of Scots to the municipal rights of Cracow which became regular in the local municipal registers starting from the 1560s. Kowalski has come to admit considerable difficulties in his attempts to establish the number of the immigrants who acquired the civic rights. The difficulties stemmed mostly from the imprecise and inconsistent designations of ethnic identity in the available sources. Kowalski was able to collect information about eighty Scots who had acquired Cracow city rights in the period from 1509 to 1655. As a rule they were rich merchants and craftsmen capable of paying high fees for the adoption to the Cracow municipal law as well as of buying property within the town walls. By contrast, the numerous group of the wandering Scottish traders was left outside of municipal law. The legal difference in the status of immigrants was further reinforced by the diet resolutions of 1629 and 1634 which specifically prohibited endowing the civic rights to wandering peddlers. Chronologically the majority of the cases of adoption are dated by the last decade of the 16th and the third decade of the 17th century. Most of the Cracow citizens of Scottish origin came from the ports of the eastern seashore such as Brechin, Elgin, and especially Aberdeen. Kowalski assumes that before being granted Cracow civic rights, the majority of the Scots had spent some time outside of Scotland, presumably in other part of Poland-Lithuania. This observation leads the author to another suggestion: many Scottish immigrants accepted to the Cracow civic law made their fortunes already during their stay in Poland-Lithuania. It is also likely that some of them started as small wandering traders.

The third and fourth chapters deal with various aspects of the trading activities of Scots inside and outside of Cracow. On the basis of the available duty ledgers from three time periods, 1591–95, 1617–18, and 1649, the author has tried to establish a list of merchandises traded by the Scots. It follows from this analysis that *bric-à-brac* was a sort of trademark of Scots considered as “Scottish goods”. The examination of the duty registers also allows Kowalski

to reconstruct the geographical scope of Scottish trade contacts. He points out the importance of ties with the towns of Little Poland and Ruthenia which gradually declined by the mid-17th century. The chapters contain interesting findings and observations on the intra-Scottish trade networks within Poland-Lithuania. Kowalski highlights for example the ties between rich Scottish merchants and small poor peddlers. The former often employed the latter as trade agents and endowed them with the responsibility to distribute goods around villages and small towns. In his discussion of the role of ethnicity in the economic life of the Scottish immigrants the author comes to view this sort of ties as crucial in the organization of the trade activities of Scottish merchants. The role of the merchants of Scottish origin in the internal and foreign trade of Cracow was rather insignificant. Kowalski's estimations show that of 185 wealthy Cracow merchants in business from the beginning of the 17th century only two belonged to the Scottish community. To illustrate further the rather minor input of the Scots to Cracow's economic life the author drew a comparison with the Jews whose predominance in the Cracow foreign trade became visible during that period. Kowalski also calls attention to the fierce economic competition inside the Polish towns between the local guilds and merchants on the one hand and the immigrants on the other. This kind of rivalry is highlighted through the analysis of the regulations issued by the municipal councils and the lawsuits brought by the Polish merchants and craftsmen against the Scots in which the latter were accused of breaching the trading rules and improper economic conduct.

In the fifth chapter Kowalski addresses the material condition and wealth of the Scottish immigrants. As the author duly remarks such an analysis is key for the better understanding of the place the immigrants held in contemporary Cracow. However, the sources Kowalski used in his research, such as the tax rolls, seem to be too incomplete to provide a comprehensive picture of the material status of the group. As an example one can draw here the author's observations about the different numbers of Scots figuring in the lists of taxpayers and in the registers of peo-

ple who were granted town citizenship at the beginning of the 17th century. Nevertheless the analysis of the registers of taxpayers from the first half of the 17th century reveals some very interesting details about the Scots' status in the town. For example in the years about 1628–32 there were no Scottish hereditary owners of houses in the city. It seems that long-term renting was the dominant pattern of estate ownership among the local Scots. The analysis is complemented by the examination of the few preserved records of dowries, wills, testaments and *post mortem* inventories of the Scottish inhabitants of Cracow.

The last two chapters provide a nuanced study of the role of ethnicity and confession in the life of the Scottish immigrants. Kowalski examines here the various institutional mechanisms through which social ties and group solidarity among Scots were maintained and reinforced. In their dealing with the municipal authorities like obtaining of the municipal rights or in their legal actions in courts like the execution of last wills the Scots mostly relied on the support and cooperation of their compatriots. The special kind of Scottish brotherhoods spread across the country played a key role in bolstering intra-group bonds. The brotherhoods were the major form of institutional support for Scots in their contacts with town magistrates. They also operated as a kind of semi-official institution which promulgated, inspected and enforced the norms of conduct and communication within the Scottish communities. Kowalski's analysis makes it clear that multilingualism was a distinct trait of the Scottish immigrants. He suggests that the Cracow Scots widely used and had enough proficiency in Polish. Still the assimilation of the Scots had considerable limitations. Some townsmen who represented a second generation of Scottish immigrants and were successfully integrated into the city elite were nevertheless considered as belonging to the Scottish nation.

Kowalski explores at length the role of confession in the maintenance of Scottish separate identity in Cracow. Most Scots were Protestants and the author's analysis of the lists of people who took communion in the local Protestant



chapel suggests that in the 17th century they comprised around one third of the total community. The differences in confessional affiliations had apparently no considerable effects on inter-group solidarity and cooperation between the Scottish immigrants. In this regard the ethnic ties seemed to prevail over those based on confession. At the same time Scots belonging to Protestant denominations were under the constant pressure from the Catholic majority. The situation got worse with the rise of the Counter-Reformation climate and religious intolerance which led to frequent cases of open hostility, persecution and discrimination.

The final pages of the book are devoted to the analysis of the widespread support and collaboration of the Cracow Scots with the Swedes during the Swedish “deluge” of the late 1650s and early 1660s. Kowalski points out various causes which decided about such attitudes of

the Scottish community, like the traditional pro-Swedish sympathy of the Scots, the common anti-Catholic sentiments, the desire for enrichment. After the restoration of the Polish power, the strong anti-Scottish mood dominated in Cracow: the Scots were considered as traitors and frequent appeals were made for the confiscation of their property. Nevertheless, despite such hostile attitudes, almost all collaborators were pardoned by the king. The stories of the Scottish collaboration with the Swedish invaders during the years of the “deluge” can be taken as a good illustration of the limits and difficulties of the immigrants’ integration into the city life, caused by ethnic and confessional tensions as well as economic competition. The book contains a range of important and helpful appendixes and tables of various data about the Scottish immigrants.

*Jurij Zazuliak, Passau*

ALEXANDRA SCHWEIGER: *Polens Zukunft liegt im Osten. Polnische Ostkonzepte der späten Teilungszeit (1890–1918)*. Marburg/Lahn: Herder-Institut, 2014. VII, 245 S., 2 Ktn. ISBN: 978-3-87969-381-8.

The history of modern Poland is extraordinarily complex. Perhaps for this reason, it is fascinating. It is also tragic. Schweiger correctly notes that even in today’s modern independent Poland a very large number of books are published on *Kresy*, the long lost eastern borderlands of the old Polish-Lithuanian Commonwealth (*Rzeczpospolita*). Some regions such as Vilnius, the capital of today’s Lithuania and “eastern Galicia” with L’viv (Lemberg, Lwów) as its capital, were still part of Poland before World War Two. In the post-WWII territorial resettlement Poland lost even these lands. Poland’s nostalgia for these lands is understandably strong.

In this informative volume Schweiger explores the place of these eastern borderlands in the discourse of Polish politicians and scholars from the 1890s (when discussions of a future, resurrected Poland’s territorial demarcations emerged) to 1918 (when Poland was finally resurrected after more than a century of extinction

as a state). Within this historical context, Schweiger focuses on four influential individuals who articulated the significance of the *Kresy* (hereafter “the East”) for the future statehood of an independent Poland: Jan Ludwik Poplawski (1854–1907), an ideologue who laid the theoretical foundation of the National Democratic Party (*Endecja*); Władysław Studnicki (1867–1953), an Easterner who switched from socialism to nationalism; Eugeniusz Romer, (1871–1954), also an Easterner and prominent geographer and cartographer; and Oskar Halecki (1891–1953), a noted historian who generally followed the political line of Józef Piłsudski (1867–1935). The core of the book is devoted to a detailed analysis of the ideas of these four men who treated the East as an essential part of a future Poland.

Common to these four thinkers is the conception of Poland as a supra-ethnic body politic, demarcated by “natural borders”, with geographical space stamped by Polish culture as an eastern outpost of “Western Latin civilization”. This conception of Poland included a hierarchical understanding of ethnic groups in Poland and a conviction about the civilizing mission of Poles towards non-Poles in the East. Poland is

conceived as not merely the *antemurale Christianitatis* but also the *antemurale humanitatis et culturae* vis-à-vis Russia, an Asiatic and “Mongolian” barbaric land, according to them. The East was also a space of Polish expansion, a key area for the future development of Poland – a source of Poland’s might. The final chapter is a discussion of the significant differences among the four Polish thinkers, for example the question of whether or how to Polishize non-Polish peoples – Lithuanians, Ukrainians, and Belarusians, in particular (there is little discussion of Jews in this book).

In the conclusion Schweiger offers a comparison of the Polish conception of the East and the German one. This discussion is short but important. The author sees some parallels, for example the Polish notion of a civilizing mission and the German *Kulturträgertheorie*. The main difference is seen in the national conception of the state: whereas the Polish thinkers envisaged Poland as a supra-national entity, the German notion of the state moved in the direction of ethnic and racist definitions, with the East conceived as a battleground against the Poles and Slavs. (Schweiger points out, however, that this comparison is not entirely fair, because the racist conception of Germany came into being only later – in the 1920s and 1930s.)

While Schweiger presents a cogent and readable account of what appears to have been a dominant trend in the political thought of the last decades of partitioned Poland, she seems

unwilling to provide a proper historical context. She fails to mention that the ideas she discusses in detail did not last long in independent Poland. The Promethean movement Pilsudski came to sponsor in the 1920s, which supported independent Lithuania, Belarus, and Ukraine, was a radical departure. Schweiger only hints at the genesis of the new ideas (quoting Leon Wasilewski’s treatise in 1918). She mentions Jerzy Giedroyc (1906–2000), a supporter of the Promethean movement, but neglects to mention that after WWII he urged the Poles to accept the extremely painful loss of Vilnius and eastern Galicia (including L’viv) as ultimately good for the future of Poland. Instead, she asserts that the East plays a prominent role in Polish (political) thought still today – “gerade heute wieder” (p. 4), implying that it is an important theme in today’s Polish politics. This is misleading. Other than evoking a powerful nostalgia for the strong and glorious era of the Commonwealth, the East appears to play no significant political role today.

The author could have used maps much more effectively to guide the reader through the complicated geographical and political terrain. Although two colored maps are reproduced in the book, they are, unfortunately, not very helpful.

These limitations notwithstanding, the present book is a useful and valuable contribution to the history of Polish political thought.

Hiroaki Kuromiya, Dover, MA

MALTE ROLF: Imperiale Herrschaft im Weichselland. Das Königreich Polen im Russischen Imperium (1864–1915). Berlin: de Gruyter, 2014. XII, 532 S. ISBN: 978-3-11-034537-7.

Wem gehört das Königreich Polen und die Stadt Warschau? Diese pointierte Frage zielt auf den Grundkonflikt, der zwischen den imperialen Instanzen des Russischen Reiches und den polnischen Untertanen seit der Teilungszeit bestand. Die Habilitationsschrift von Malte Rolf erstreckt sich auf die Periode zarischer Herrschaft von der Niederschlagung des Januaraufstands 1863 und der nachfolgenden Einverleibung des Kö-

nigreichs als „Weichselland“ in das Russische Reich bis zum Abzug der Zarenmacht im Ersten Weltkrieg 1915. Mit seiner Studie zeigt der Verfasser am Fallbeispiel des russischen Teilungsgebietes Polens und dessen dichtesten Kommunikationsraums Warschau, welche imperialen Integrationsbestrebungen sich einerseits, welche systemsprengenden Kräfte andererseits in einer Zeit der dynamischen sozioökonomischen Modernisierung, der imperialen Machtentfaltung und zugleich eines intensiven *nation building* entwickelten.

Die Untersuchung versteht sich als ein Beitrag zum allgemeinen wissenschaftlichen Dis-

kurs über die Komplexität und Reichweite von imperialer Herrschaft an der Reichsperipherie. Allerdings nahm das russische Teilungsgebiet Polens durch seine Geschichte und das hohe Niveau der polnischen politischen Kultur, das damit verbundene starke Selbstbewusstsein seiner Bürger sowie die herausragende Bedeutung der Industrialisierung in Russisch-Polen eine Sonderrolle im Reichskontext ein. Daher bewegt sich die Fallstudie zwischen dem Allgemeinen und dem Besonderen imperialer Herrschaft. Sie zeichnet sich durch Quellenreichtum, ein überzeugendes Konzept und seine auch stilistisch durchweg gelungene und präzise Umsetzung aus. Dabei hat der Autor stets die aktuellen Forschungsdiskussionen vor Augen und kann durch den systematischen Zugriff auf sein Thema Wesentliches zur Spezifik imperialer Herrschaft im Weichselland beitragen. Ein starker Fokus auf Kommunikation ermöglicht es, die Dynamik des Machtkampfes zwischen Zentrum und Peripherie nachzuvollziehen und dadurch Stereotype der Forschung von imperialer Herrschaft als monolithischer Gewaltpolitik aufzubrechen. Vielmehr wird jene als soziales Verhältnis vorgestellt, innerhalb dessen beide Seiten auch voneinander profitierten, lernten und z. T. gemeinsame Ziele, in der Kommunalpolitik etwa, verfolgten.

Der Autor beschreibt die rechtliche Rahmung von Herrschaft, die Verwaltungsapparate mit ihren wechselnden Repräsentanten sowie die Entwicklungsstrategien des Zentrums, die Kommunikationswege und -formen zwischen Zentrum und polnischer Peripherie sowie die Symbolpolitiken, die Auskunft über die Bemühungen um die Deutungshoheit über Ereignisse geben. Es gelingt ihm zudem, den wachsenden „Eigensinn“ der Provinz gegenüber dem Zentrum und seine Auswirkungen herauszuarbeiten. Aber erstaunlicherweise ist es nicht nur der polnische „Eigensinn“, sondern auch derjenige der russischen Diaspora in Warschau. Die Leitfrage, wem was gehört, ist daher zugleich ein Schlüssel zu Konstruktionen kollektiver Identität und alltäglicher Machtausübung.

Im Mittelpunkt der Betrachtung stehen die führenden Repräsentanten der Petersburger Administration, die für den Entwurf und die Ge-

staltung der zarischen Politik in den Wechsel-Gouvernements zuständig waren. Malte Rolf fragt im Wandel der Zeit nach ihrem Sozialprofil, ihren Selbst- und Fremdbildern, ihren Führungsstilen, ihrer lokalen Herrschaftspraxis und den sich darin kristallisierenden Techniken der Macht, die variierten und dadurch unterschiedliche Handlungsspielräume für lokale Problemlösungen boten. Durch seinen Fokus auf Kommunikation kann der Autor Wechselwirkungen aufzeigen, die auf polnischer Seite keineswegs nur als Widerständigkeiten im Kontext dynamischer moderner Nationsbildungsprozesse in Erscheinung traten. Die in der Forschung lange Zeit gepflegte dichotomische Darstellung des polnisch-russischen Verhältnisses als eines, das sich strikt in „wir“ und „sie“ teilen lässt, wird dadurch tendenziell aufgelöst. Eine detaillierte Beobachtung der Alltagspraxis von Verwalten und Gestalten lässt vielmehr die Rahmungen und Formen von Zusammenarbeit deutlich werden, die schließlich zur Blüte Warschaus als „Paris des Ostens“ führten.

Die Untersuchung lokaler Gemeinschaften in Warschau erlaubt es, Strategien zur Überwindung von Konfrontation im Zusammenhang mit wirtschaftlichen und karitativen Interessen, sozialem Aufstieg oder kultureller Partizipation zu ermitteln. Als ein prägnantes Beispiel für Modernisierung im Kontext imperialer Integration führt Malte Rolf die Berufsgruppe der Ingenieure an, die, als führende soziale Schicht zum großen Teil aus katholischen Polen bestehend, zusammen mit den zarischen Behörden für den Ausbau der Stadt zu einer imperialen Metropole und einem führenden Wirtschaftszentrum verantwortlich waren. Die produktive Kooperation überbrückte nationale und konfessionelle Gräben und schuf ein stabiles Fundament für Kommunikation und gemeinsames Handeln. Vielfach als Staatsbeamte tätig, bildeten diese Polen zusammen mit anderen Vertretern der polnischen professionalisierten Intelligenz rund zwei Drittel des Personals der zarischen Bürokratie in Warschau. Nicht selten vertraten der Stadtpräsident und leitende Ingenieure gemeinsam städtische Interessen. Beide Gruppen verband bei ihrem Handeln die Vision, Gestalter des Modernisierungsgedankens zu sein, bis hin

zu Vorstellungen von *social engineering*. Der Sinn des Autors für kulturwissenschaftliche Fragestellungen erbringt in diesem und anderen Kontexten zusätzlichen wertvollen Erkenntnisgewinn, wenn er Symbolpolitiken beleuchtet, die Auskunft über den Grad der gesellschaftlichen Akzeptanz der beschriebenen Zusammenarbeit geben. Sie war z. B. bei öffentlichen Feiern zu beobachten, so der Beerdigung des prominenten polnischen Schriftstellers Boleslaw Prus, als Nationalisten Loyalisten angriffen, zu denen die sargtragenden Studenten der Ingenieurswissenschaft gehörten.

Malte Rolf's Studie erweist sich im Ganzen als ein bedeutender, innovativer Beitrag zum – dynamischen und heterogenen – Verhältnis von Zentrum und Peripherie. Hierarchien, so der Befund, waren nicht dichotomisch stabil, sondern im Fluss. Imperiale Herrschaft an der Peripherie als „Kontaktzone“ formte sich in Prozessen wechselseitiger Beeinflussung, moderne lokale Verwaltungspolitik wirkte auf das Zentrum zurück, Warschau erschien den zarischen Beamten in diesem Sinne als ein begehrtes „Fenster zum Westen“. Daraus folgte auch, dass man nach der Revolution von 1905 und dem Kriegesrecht (bis 1909) zu flexiblen Herrschaftsformen fand und bis zum Ersten Weltkrieg keine Politik der forcierten Integration des Weichsellands in das russische Herrschaftsgefüge betrieb, obwohl

der Druck, der von einer allgemeinen Nationalisierung ausging, langfristig erodierend wirkte.

Seine Untersuchungsbefunde konfrontiert Malte Rolf mit dem Kolonialisierungsparadigma, das in der Forschung oft und auch gerade von polnischen Historikern überstrapaziert worden ist. Der Verfasser kann auf der Grundlage seiner Forschungsergebnisse überzeugend feststellen, dass das Weichselland im Selbstverständnis der zarischen Macht kein auswärtiges Protektoratsgebiet war, sondern dass es im Zuge der reichsweiten Unifizierung von Verwaltung und Recht nach den Großen Reformen als periphere Reichsprovinz galt. Der Begriff der Kolonie würde – so argumentiert der Autor völlig zu Recht – das ökonomische und kulturelle Entwicklungsgefälle von der Peripherie zum Zentrum verdecken. Dazu gehört für Malte Rolf auch der polnische, auf langen politischen Traditionen begründete Wertehorizont als Gegenentwurf gegen zarische Autoritätsansprüche. Letztendlich ergänzten sich im Weichselland bis zum Krieg Handlungszwänge und Handlungsspielräume zu einem haltbaren Kompromiss der Machtausübung. Der Autor muss am Ende deutlich hervorheben, dass die große Wende schließlich von außen kam, als eine Folge des Krieges und des Zusammenbruchs des Zarenreichs.

*Bianka Pietrow-Ennker, Konstanz*

IMKE HANSEN: „Nie wieder Auschwitz!“ Die Entstehung eines Symbols und der Alltag einer Gedenkstätte 1945–1955. Göttingen: Wallstein, 2015. 310 S., 49 Abb. = Diktaturen und ihre Überwindung im 20. und 21. Jahrhundert, 9. ISBN: 978-3-8353-1630-0.

Die historische Forschung interessiert sich seit geraumer Zeit nicht nur für die nationalsozialistischen Verbrechen, sondern auch dafür, in welchen Konjunkturen sich das Gedenken an sie herausbildete. Was Auschwitz betrifft, haben diesen Prozess schon Jonathan Huener und Zofia Wóycicka in erstklassigen Studien beleuchtet. Imke Hansen möchte darüber hinausgehen und dem Leser die „Entstehung eines Symbols und de[n] Alltag einer Gedenkstätte“ im ersten

Nachkriegsjahrzehnt kulturwissenschaftlich verdeutlichen. In diesem Sinne erläutert sie einleitend ihr Verständnis der „Repräsentationen von Geschichte“ im Zusammenspiel von „Akteure[n], Konzepte[n] und Narrative[n]“ (S. 13). Im ersten Hauptteil kommen somit die von 1945 bis 1955 auf nationaler Ebene tätigen, mit der Aufarbeitung der nationalsozialistischen Verbrechen in Polen befassten historischen Einrichtungen und Gremien im politischen Kontext der sich durchsetzenden kommunistischen Herrschaft und eines im Land grassierenden Antisemitismus in den Blick. Diese Bemühungen schlugen sich, wie die Verfasserin zeigen kann, in spezifischen Narrativen oder Interpretationen nieder, mit denen die Opfer der NS-Gewaltspolitik – über „sinngenerierende Anknüpfungs-

punkte“ (S. 19) – für ganz aktuelle Absichten nutzbar gemacht wurden. Im folgenden Abschnitt beschäftigt sich Hansen damit, auf welche Weise sich das Konzentrationslager Auschwitz zum Mitte 1947 gegründeten Staatlichen Museum Oświęcim entwickelte. Daraufhin zeichnet sie die Diskurse von 1947 bis 1950 nach, darunter auch die „Pressedebatte“ darüber, „was Auschwitz sein soll[te]“ (S. 141). Das nächste Kapitel über die Jahre zwischen 1950 und 1953 gilt der stalinistischen Umgestaltung der Ausstellung, die von den Kommunisten im Zeichen der Block-Konfrontation des Kalten Kriegs vorangetrieben wurde, ehe im Abschnitt über die Mitte der 1950er Jahre der „Abschied vom Stalinismus“ (S. 250) im Mittelpunkt steht, der 1955 in einer abermals überarbeiteten Ausstellung seinen Ausdruck fand. Deren Anliegen war es u.a., die dem KZ und dem Vernichtungslager zugeführten Opfergruppen klarer zu unterscheiden. Ihre Erkenntnisse bündelt Hansen in der abschließenden Betrachtung über den „Eigensinn eines Symbols und die Eigendynamik“ der Gedenkstätte Auschwitz (S. 284).

Die Stärken dieser Untersuchung liegen in der Schilderung der mannigfaltigen Einflüssen unterworfenen Arbeitsbedingungen derjenigen, die im Rahmen des Gedenkstätten-Projekts Auschwitz mit der „Repräsentation“ der Geschichte dieses monströsen KZs beauftragt waren. Hansen verbindet ihre Perspektive mit einer Schilderung des Alltags im Museumsbetrieb. Sie rückt nicht nur die Mitarbeiter in den Vordergrund, die überwiegend als polnische politische Häftlinge selbst im KZ Auschwitz eingesperrt hatten. Hansen widmet sich auch den in Gestalt von Ausstellungen veröffentlichten Ergebnissen ihrer Tätigkeit. Letztere werden zudem durch zahlreiche Abbildungen anschaulich gemacht. Dabei stützt sich die Verfasserin auf die Überlieferung der beteiligten polnischen Institutionen.

An anderer Stelle vermisst man jedoch unverzichtbare Aspekte des Themas und die nötige Stringenz bei der konzeptionellen Durchdringung des herangezogenen Materials. Dieses ist einerseits vielgestaltig, es besteht zum anderen aber weitgehend aus der (noch) vorgefundenen behördlichen Aktenüberlieferung. Die Ausführungen zum Forschungsstand (S. 19–24) sind

defizitär, was angesichts einer schier unüberschaubaren Masse von Veröffentlichungen über Auschwitz und über Prozesse der Erinnerungskultur nicht verwundern mag. Doch bleibt auch ein gewichtiger Anteil der das Untersuchungsthema direkt betreffenden Literatur – einschließlich deutschsprachiger – hier ungenannt. So wäre unbeschadet eines Eingehens auf die „Pressedebatte“ von 1947 bis 1950 zu erwarten gewesen, dass auch die diesen Jahren *vorangegangenen* Diskurse einbezogen werden. Überhaupt erscheint es mir kaum nachvollziehbar, wie sich die *Entstehung des Symbols Auschwitz* untersuchen ließe, *ohne* im Einzelnen die von polnischen und von jüdischen Standpunkten ausgehenden Diskurse zu analysieren, die sich seit 1940 in der Untergrundpresse im besetzten Polen nachweisen lassen. Gleich nach dem Ende der nationalsozialistischen Herrschaft hatten solche Debatten von 1944 bis 1946 noch einmal Konjunktur. Hier hätte die Verfasserin mit Gewinn auf die zu Beginn dieses Jahrhunderts vorgelegten Untersuchungen und ebenso auf Aufsätze zurückgreifen können, die in dieser Zeitschrift und in der Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung erschienen sind. Auf einen Beitrag nimmt sie zitierend Bezug (S. 68–69), bleibt dafür aber den Nachweis schuldig – es handelt sich um einen Aufsatz des Rezensenten über den Rückblick auf den NS-Judenmord und die Reaktion auf antijüdische Unruhen im Krakauer Wochenblatt *Tygodnik Powszechny* in den Jahren 1945 bis 1952. Er ist in dem in der abschließenden Bibliographie durchaus genannten, von Micha Brumlik und Karol Sauerland herausgegebenen, 2010 in Frankfurt/Main erschienenen Sammelband *Umdeuten, verschweigen, erinnern. Die späte Aufarbeitung des Holocaust in Osteuropa* abgedruckt (siehe dort S. 125–161).

Auch in stilistischer Hinsicht hätte die Studie durchaus eines aufmerksameren Lektorats bedurft, und zwar nicht nur im Fall von sprachlich ungelungenen Übersetzungen aus dem Polnischen, darunter die Michał Borwicz zugeschriebene Äußerung über die „detailliert ausgedachte Niederträchtigkeit“ der deutschen Besatzer (S. 73). Unklar oder gar irreführend sind auch manche andere verquere Formulierungen – wie etwa: „Die Kommission wollte [1950] den industriell-

len Profit durch die massenhafte Ermordung und Ausbeutung der Leichen stärker akzentuieren und mit dem Hinweis versehen, dass die Produzenten von Zyklon B von amerikanischen Gerichten freigesprochen worden waren“ (S. 205). An manchen Stellen drängt sich der Eindruck auf, dass die hier veröffentlichte Fassung noch unfertig ist; so heißt es auf S. 151: „Das würde entspräche den Plänen der Natio-

nalsozialisten [...]“. Am Ende fehlt ein Register der Personen, Orte und Institutionen.

Somit liegt die Einschätzung nicht ganz fern, dass Hansens Studie, die auf einer Hamburger Dissertation beruht, möglicherweise nicht allzu lange das letzte Wort zur frühen Erinnerungskultur um „Auschwitz“ sein wird.

*Klaus-Peter Friedrich, Marburg/Lahn*

ENNO SCHWANKE: Die Landesheil- und Pflegeanstalt Tiegenhof. Die nationalsozialistische Euthanasie in Polen während des Zweiten Weltkrieges. Frankfurt a.M. [usw.]: Lang, 2015. 147 S. = Zivilisationen & Geschichte, 28. ISBN: 978-3-631-65236-7.

Die vorliegende Arbeit analysiert exemplarisch anhand der Heil- und Pflegeanstalt Dziekanka im Stadtgebiet von Gniezno/Gnesen die Struktur der NS-Euthanasie im besetzten Polen. Während des Zweiten Weltkriegs waren dort geistig behinderte und psychisch kranke Menschen Opfer dieses systematischen Tötungsprogramms. Unter Berufung auf Faulstich konstatiert Schwanke, dass allein im besetzten Polen dabei mindestens 26.000 Menschen ermordet wurden, schätzungsweise 15.000 von ihnen allein bis Ende des Jahres 1941.

Die einstige polnische Anstalt Dziekanka wurde ab 1939 in „Tiegenhof“ umbenannt und zunehmend in eine Tötungsfabrik umfunktionierte. Im Mittelpunkt der Untersuchung steht die Rekonstruktion der Ereignisse in der nunmehrigen Gauheilanstalt zwischen 1939 und 1945. Auf Basis von Zeugenaussagen und Strafvermittlungsakten aus dem Bundesarchiv Ludwigsburg beleuchtet Schwanke die frühe Phase der nationalsozialistischen „Euthanasie“. Zu dem Zeitpunkt, als in den sechs Tötungsanstalten des sog. „T4-Programms“ (Grafeneck, Brandenburg, Hartheim, Pirna-Sonnenstein, Bernburg, Hadamar) erste Vergasungen erst begannen (ab Januar 1940), waren die meisten Patienten der psychiatrischen Einrichtungen im besetzten Polen bereits umgebracht. (S. 9) Forschungsleitende Fragen sind: Wo liegen die Gründe für den frühen Patientenmord im Wä-

thegau bzw. in Tiegenhof? Welcher Zusammenhang besteht mit den reichsweiten Tötungen im Namen der „Euthanasie“? (S. 10)

Zu deren Klärung ist die Arbeit nach drei wesentlichen Aspekten gegliedert: Zunächst werden die Ursprünge des „Euthanasie“-Diskurses und die ideologischen Anknüpfungspunkte der Nationalsozialisten beleuchtet. Zur Kontextualisierung der Vernichtungen in Tiegenhof werden die Gründung und Entstehung des Reichsgaus, insbesondere dessen organisatorische Bedingungen und Akteure, dargestellt. Darüber hinaus widmet sich die Arbeit der psychiatrischen Anstalt Tiegenhof selbst. Anhand des Quellenmaterials werden Aspekte des Anstaltswesens, der personellen Besetzung wie auch die Tötungsvorgänge selbst (Methoden, Phasen, Ausführung) betrachtet. Dabei richtet der Autor stets ein Augenmerk auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede zur reichsweiten „Aktion T4“ und der später folgenden „dezentralen Euthanasie“. Als zentrale These konstatiert Schwanke, dass „der Mord in Tiegenhof in seiner ersten Phase wesentlich von den organisatorischen Bedingungen eines überwiegend polnisch geprägten Gaus bedingt war, in dem die Vernichtung von Anstaltsinsassen dem allgemeinen Ziel einer rassistischen ‚Flurbereinigung‘ diente. In der dezentralisierten Phase der Anstaltstötungen hingegen war die Gauselbstverwaltung williger Kooperationspartner der Berliner „T4-Zentrale“, während das leitende Anstaltspersonal in Tiegenhof aus Eigenmotivation handelte und aus Anerkennungsgründen tötete.“ (S. 11)

Schwanke kommt zu dem Ergebnis, dass die geschilderten Mordaktionen ihren Ursprung nicht nur im rassistischen und sozialdarwinis-

tischen Denken der Nationalsozialisten hatten, sondern ein wesentliches Resultat der institutionellen Gegebenheiten des „Reichsgaus Wartheland“ waren. Die gauseigenen Tötungsschwadronen unter Herbert Lange hätten weitgehend autonom agiert und sich in der Praxis sehr radikal gezeigt. Der Autor geht der Frage nach, wie unabhängig von der Berliner Zentrale die Tötungen tatsächlich stattfanden (S. 61), und zeigt, in welchem Maße die Gauselbstverwaltung die eigenständige Organisation und Durchführung der Patiententötungen im Wartheland vornahm. Er kommt zu dem Schluss, dass der allgemeine Zusammenhang der „Aktion T4“ mit den Vorgängen in Tiegenhof und im Wartheland bis Ende August 1941 als sehr gering eingeschätzt werden muss. Erst danach habe sich eine dauerhafte Zusammenarbeit zwischen der bis dahin zuständigen Posener Gauselbstverwaltung und der Berliner Zentrale ergeben. Im Laufe des Krieges wurde Tiegenhof zunehmend Aufnahmeort der reichsdeutschen Einrichtungen, vorrangig im Zusammenhang mit der Evakuierung aus durch Luftangriffe gefährdeten Gebieten. Der Verfasser bemerkt, dass mit dem offiziellen Ende der „Aktion T4“ regionale Radikalisierungsschübe und eine zunehmende Eigenmotivation des Anstaltspersonals zu erkennen sind, die den Krankenmord forcierten. (S. 93)

Der Band weist nach, dass die lokale Besatzungsverwaltung, vertreten durch den NS-Reichsstatthalter Arthur Greiser, eine eigene „Euthanasie“-Zentrale besaß und das gauseigene SS-Sonderkommando Lange, eine Schlüsselposi-

tion in den Vorgängen um die frühen Patiententötungen im „Reichsgau Wartheland“ einnahm. Darüber hinaus werden die Transporte nach Tiegenhof und die verschiedenen Phasen des Ermordungsprogramms dargestellt. Im Fokus stehen, abgesehen von der organisatorischen Struktur des „Reichsgaus Wartheland“, die Erfahrungen und Berichte der an den Ermordungen beteiligten Personen und wie diese das „T4-Programm“ und weitere Tötungsprogramme während des Krieges beeinflussten.

Schwanke räumt ein, dass die Arbeit an einigen Punkten auch an Grenzen stieß. Dies betrifft insbesondere fehlende oder nicht geführte Unterlagen der Anstalt Tiegenhof, die die Rekonstruktion erschwerten. Darüber hinaus benennt er ein äußerst komplexes und undurchschaubares System der Patiententransporte sowie ein gewisses historiographisches Desinteresse von Seiten polnischer Institutionen.

Der Verfasser wird seinem Ziel, ein helleres Schlaglicht auf die Heil- und Pflegeanstalt Tiegenhof zu werfen, um den Krankenmord im besetzten Polen ebenfalls zum Gegenstand der Erforschung der nationalsozialistischen Verbrechen zu machen, mehr als gerecht. Eine Ergänzung des Textteils durch Kartenmaterial bzw. Orts- und Personenverzeichnis wäre wünschenswert gewesen. Insgesamt leistet die vorliegende Arbeit einen wesentlichen Beitrag zur Erforschung der Vorgänge der NS-Euthanasie in den von den Deutschen besetzten Gebieten.

*Felicitas Söbner, Günzburg*

MARCIN ZAREMBA: Die große Angst. Polen 1944–1947: Leben im Ausnahmezustand. Übersetzt von Sandra Ewers. Paderborn: Schöningh, 2016. 629 S., 35 Abb. ISBN: 978-3-506-78093-5.

Der vorliegende Band knüpft an einen Strang der historischen Literatur an, der es in einer Mischung aus soziologischen, psychologischen und historischen Ansätzen unternimmt, die *conditio humana* in bestimmten situativen Szenarien zu analysieren. Wo aber mit einem ähnlichen Ansatz JEAN DELUMEAU (*La peur en occident*. Paris 1978) einen breiten Bogen vom 14. bis zum

18. Jahrhundert spannt und JAN TOMASZ GROSS (Strach. Kraków 2008) nur das polnisch-jüdische Verhältnis thematisiert, versucht der Warschauer Historiker Marcin Zaremba, der sein Handwerk bei dem Sozialhistoriker Marcin Kula erlernt hat, die gesamte unmittelbare Folgezeit des Zweiten Weltkriegs in Polen – mit Abstechern in beiden zeitlichen Richtungen – unter der Überschrift einer alles beherrschenden „Angst“ zu erklären.

Dabei geht in der Übersetzung dieses Begriffs einiges verquer. Eigentlich ist sie problematisch, denn im Deutschen bezieht sich dieses

Substantiv auf etwas Konkretes („Angst vor etwas“), während „Furcht“ unkonkreter ist und eher der „Nebulosität und Unbestimmtheit“ (S. 39) entspricht, die Zaremba mit der polnischen *trwoga* meint. Dabei erweist sich die Übersetzung jedoch im weiteren als durchaus treffend, denn was Zaremba dann entfaltet, ist keineswegs ein Szenario zwischen Angst und Hoffnung (wie es Delumeau entwirft), sondern eine finstere Landschaft, in der allein die negativen, durchaus konkreten Aspekte eine scheinbare Omnipräsenz besitzen. Als entscheidenden Auslöser benennt der Verfasser die enthemmenden Kriegstraumata, die mit ihrer Einübung der Allgegenwart des Todes und einem Verlust des gesellschaftlichen Zusammenhalts eine Nachkriegsgesellschaft gestalteten, in der die bisherigen moralischen Gerüste und sozialen Hierarchien nicht mehr bestanden. Die Gebildeten waren ermordet oder vertrieben, Alkoholismus, Aggression, der Aufstieg von völlig Ungebildeten in Machtpositionen (Rolle der Miliz), der Ersatz von Moral durch nationale Bindung prägten sie; folgerichtig blicken wir auf ein Pandämonium von alles beherrschenden Phobien.

Nach dieser Exposition folgen zwei Darstellungsblöcke: im ersten wird das Personal der Nachkriegszeit diskutiert, im zweiten die Umsetzung der neuen gesellschaftlichen Situation auf verschiedenen Feldern.

Dass die Rote Armee Polen weitgehend als Feindesland betrachtete und sich auch häufig dementsprechend verhielt, wundert schon deshalb nicht, weil sie – anders als in Deutschland – mit einem feindlichen Untergrund konfrontiert war, so dass die Zivilbevölkerung dazwischen die Beschaffungs- und Vergewaltigungsaktionen beider Seiten ähnlich zu fürchten hatte wie einfache alkoholbedingte Gewalttaten einer brutalisierten Männergesellschaft. Das große Verdienst dieses Buches besteht darin, dass Zaremba entgegen dem üblichen Narrativ auch die polnische Gesellschaft als eine Ansammlung deklassierter und demoralisierter Menschen sieht, die ebenso selber angstgetrieben waren wie sie andere mit Angst erfüllten. Einerseits schildert er die „Menschen aus Heeresbeständen“, eine schöne Übersetzung der „ludzie z demobilu“, Deserteure, Invaliden, Bettler, Spekulanten; aber

am markantesten sind hier die neuen Milizionäre ausgewiesen – neu als Obrigkeit, häufig bar jeder Bildung und jeden moralischen Halts. Abgeleitet wird aus diesem Verfall eine Selbstverständlichkeit des Plünderns (*szaber*), die in ein allgemeines Banditentum mündet, in dem die tatsächlichen oder scheinbaren Angehörigen des nunmehr allein gelassenen Untergrunds eine wichtige Rolle spielen. Die Übersetzerin schreibt hier (und das ist nicht als Kritik zu verstehen, sondern als ausdrückliches Lob für diese Wortwahl, die im Deutschen kaum anders möglich wäre) von „verkommenen“ Soldaten – im Original ist von „upadli żołnierze“ die Rede: also „gefallenen“ Soldaten (im Sinne von „gefallene Engel“). Zaremba setzt damit einen wichtigen entmythologisierenden Akzent gegen die Sakralisierung der „verfemten Soldaten“ (*żołnierze wyklęci*) des antikommunistischen Untergrunds, die in den letzten Jahren in Polen unglücklicherweise um sich gegriffen hat.

Dass dieses Personal die Polen verunsicherte, wird in den folgenden Abschnitten erläutert: So wenig wie man sich vorstellen konnte, wie der Staat Polen werden, wo er liegen würde, trugen die Angst vor einem neuen Krieg, vor der Rückkehr der Deutschen, improvisierte Währungsmaßnahmen, allgemeines Chaos, Versorgungsmängel, Krankheiten, Spekulation zur Destabilisierung bei, die sich – damit schließt dann das Buch – in ethnisierten Gewalt abregierte. Deutsche, Ukrainer, Weißrussen und Juden als Opfer – interessanterweise ist zu den letzteren inzwischen erheblich mehr publiziert worden als zu den ersteren. Die Wiederbelebung der nationalen Kategorie machte es leicht, gegen „Fremde“ zu sein. Damit ist Zarembas Diagnose, dass zu den tatsächlichen oder verhinderten Pogromen regressive Motive – wie der Ritualmordvorwurf – neben den konkreten materiellen Befürchtungen – wie den Rückgabeforderungen – beigetragen haben, nicht mehr so neu; auch die Beteiligung der Miliz und andere Faktoren sind aus anderen Literaturpositionen bekannt. Zaremba betont jedoch das Alter, die Dämonie und die Funktion der antisemitischen Motive (S. 448). Für ihn legitimierten sie Gewalt und waren damit eine Auswirkung der Angst.

Die Darstellung der antijüdischen Gewalt im



Kontext der übrigen gewaltsamen Handlungen trägt aber auch zu ihrer Historisierung bei: Die kriminelle Gewalt gegen Juden behält zwar bei Zaremba ihre Spezifik, sie wird aber in eine allgemeine Gewaltlandschaft eingestellt, wird ihr Teil und damit zu einem Aspekt des allgemeinen Befundes. Für Zaremba ist sie quantitativ zu Recht „ein [...] unbedeutende[r] Bruchteil des Phänomens als Ganzes“ (S. 271).

Zarembas Horrorszzenario ist dennoch nicht völlig überzeugend: Die kaleidoskopartig dargestellten Einzelereignisse, aus denen sich sein Narrativ zusammensetzt, sind wohldokumentiert – aber ist das alles gewesen? Soll es nirgendwo in Polen das Gefühl von Befreiung, Aufbruch, Aufbau gegeben haben? Die zwischen 1945 und 1950 steil ansteigende Gebur-

tenrate verweist auf eine optimistische Note; ein kultureller Aufbruch fand statt: Beides sucht man in der „großen Angst“ vergebens. Die beeindruckende Sammlung von Einzelfällen ist auch geographisch – bedingt durch die Archivauswahl – nicht ganz ausgewogen. Überrepräsentiert sind das südöstliche Zentralpolen und das zerstörte Warschau, manche andere Gegenden kommen nur sporadisch vor. Dennoch ist das monumentale Werk höchst wertvoll: Es beleuchtet komplementär die dunkle Alltagsseite einer Zeit, in Bezug auf welche oft nur an der Politik Kritik geübt wird und die „einfachen Leute“ ungeschoren davonkommen. Viele Auslöser der „Angst“ kamen aber eben auch von weit unten.

*Frank Golezowski, Hamburg*

MIROSLAW SIKORA: Die Waffenschmiede des „Dritten Reiches“. Die deutsche Rüstungsindustrie in Oberschlesien während des Zweiten Weltkrieges. Essen: Klartext, 2014. 591 S., zahlr. Abb., 27 Tab. = Bochumer Studien zur Technik- und Umweltgeschichte, 3. ISBN: 978-3-8375-1190-1.

Grundsätzlich ist es zu begrüßen, dass die Studie von Mirosław Sikora aus dem Polnischen übertragen wurde, und die Übersetzung selbst kann als gelungen bezeichnet werden. Allerdings erfolgte sie erst sieben Jahre nach der Erstveröffentlichung und der Text hätte zumindest um die neuere Literatur ergänzt werden sollen. Auf einer breiten Grundlage an Quellen aus polnischen und deutschen Archiven, insbesondere der deutschen Rüstungsverwaltung und einzelner Unternehmen, sowie einer stellenweise veralteten Auswahl an Literatur untersucht Sikora die Bedeutung der Rüstungsindustrie Oberschlesiens im Zweiten Weltkrieg. Er geht dabei stellenweise sehr deskriptiv vor und verliert sich derart in Details, dass der Leser mitunter die Orientierung verliert. Dies liegt jedoch nicht an der Qualität der Übersetzung, sondern eindeutig an der Darstellungsweise des Autors, dem offenbar die Fragestellungen der modernen Wirtschafts- und Unternehmensgeschichte fremd sind. Er liefert zwar eine Unzahl von Statistiken,

Grafiken und Zahlen, doch bei deren Interpretation hapert es eindeutig.

Sikora möchte in erster Linie untersuchen, wie die Region Oberschlesien in die Rüstungsproduktion des Reichs eingebunden wurde und welchen Anteil sie an der Produktion hatte. Dies führt zu einer langen Auseinandersetzung mit der Organisationsgeschichte, also der Darstellung, welche Institutionen zu welchem Zeitpunkt Einfluss ausübten, und zu einer endlosen Aufzählung von Output-Zahlen. Ziel eines Unternehmens ist es, Gewinn zu machen. Die Rentabilität von Betrieben klammert der Autor aber ausdrücklich aus der Untersuchung aus, ebenso wie finanzielle Transaktionen oder soziale Aspekte. Sicherlich ist die Quellenlage schwierig, aber auf diese Art und Weise ignoriert Sikora grundlegende Fragestellungen einer modernen Wirtschafts- und Unternehmensgeschichte. Gewinne, Investitionen, die Produktivität der Arbeitskräfte, Subventionen, die Preispolitik, die Effizienz der Betriebe, mögliche Lerneffekte, das Wirtschaften unter inflationären Bedingungen und unter den Einschränkungen des Krieges usw. kommen in dieser Monographie nur am Rande vor oder gar nicht. Fragen der Corporate Governance oder der Institutionenökonomie, welche die Unternehmensgeschichte in den letzten Jahren umgetrieben haben, sind ebensowenig vertreten. Die Arbeiter, ob freie, Zwangsar-

beiter, Kriegsgefangene, Frauen oder Jugendliche, treten einzig als bloße Zahlen in Erscheinung.

Das Werk ist in fünf Kapitel gegliedert, die in der Länge zwischen neun und 165 Seiten variieren. Diese Kapitel orientieren sich eher an einzelnen Themen, und die Gliederung ist somit nicht streng chronologisch. Im ersten Kapitel referiert Sikora zumeist aus der Literatur über die Organisation der deutschen Rüstungsproduktion und ihre Akteure. Doch dies ist in der Forschung inzwischen recht gut bekannt, und der Verfasser vertritt auch manchen eher veralteten Standpunkt, zum Beispiel bezüglich der Rolle des sogenannten Blitzkriegs bei der Entwicklung der Rüstungsproduktion. Erst im zweiten Kapitel ab Seite 79 geht es wirklich um Oberschlesien, nämlich um die administrative und ökonomische Eingliederung der polnischen Gebiete seit 1939, die Regelung der Eigentumsverhältnisse in der Industrie und die Entstehung größerer Rüstungsunternehmen. Westdeutsche Unternehmen sind nicht im größeren Stil in Oberschlesien eingestiegen, sondern häufiger wurden ehemals in polnischem Besitz befindliche Betriebe von deutschen Unternehmen aus der Region übernommen.

In Kapitel 3 untersucht Sikora die Bedeutung des oberschlesischen Industrierevierts im Rahmen der deutschen Kriegswirtschaft. Lag das Gebiet anfangs noch in der Peripherie, so nahm seine Rolle wegen des Bombenkriegs gegen weiter westlich gelegene Zentren im Kriegsverlauf deutlich zu, und es wurden auch Betriebe dorthin verlagert. 1944 war Oberschlesien in bestimmten Bereichen der Rüstungsproduktion schon von zentraler Bedeutung. Dieses Kapitel bildet zusammen mit dem vierten den Kern der Arbeit und beruht auf umfangreichen Archivrecherchen. Doch leider beginnen hier die Probleme. Der Autor neigt zu langen Aufzählungen, geht zu sehr ins Detail, und der Leser beginnt bei all den Personen und Unternehmen den roten Faden zu verlieren. Angaben zu Umsätzen und Investitionen werden beispielsweise so willkürlich aneinan-

dergereiht, dass man daraus kaum sinnvolle Schlüsse ziehen kann.

Das vierte Kapitel versucht nun die Rüstungsproduktion zu quantifizieren, und an dieser Stelle riss dem Rezensenten der Geduldsfaden. Die Aneinanderreihung von Produktionszahlen für verschiedene Waffengattungen und Munitionstypen auf weitaus mehr als hundert Seiten ist unerträglich zu lesen. Es fehlen der Kontext und die Analyse, und die Daten hätten aggregiert werden müssen. Es kommt einfach das Gefühl auf, dass der Autor sein ganzes, in mühsamer Archivarbeit zusammengetragenes Material ausbreiten möchte. Jedoch ist der Erkenntnisgewinn am Ende dann eher gering, wenn die Informationen nicht angemessen interpretiert werden und der Text sich im Nebensächlichen verliert.

Im fünften und kürzesten Kapitel behandelt Sikora cursorisch die Endphase bis zum Einmarsch der Roten Armee, als die Betriebe dann zeitweilig direkt an die in der Nähe liegende Front liefern konnten. Ein Schlusswort und eine knappe Zusammenfassung runden die Darstellung ab. Der Anhang ist umfangreich und ergänzt den Inhalt, allerdings ist fragwürdig, ob noch weitere Produktionsdaten auf Dutzenden von Seiten wiedergegeben werden müssen.

Es gibt wohl zahlreiche Studien zur deutschen Rüstungswirtschaft im Zweiten Weltkrieg, doch nur wenige behandeln einzelne Regionen. Von daher liefert die vorliegende Untersuchung eine gewisse Erweiterung. Ebenso bietet sie eine willkommene Ergänzung zur Wirtschaftsgeschichte Oberschlesiens. Zu begrüßen ist auch, dass so viele Archivmaterialien erschlossen wurden, ob deutscher oder polnischer Herkunft. Trotzdem hinterlässt das Werk wegen seines deskriptiven Charakters, des Mangels an Analyse und Vergleich sowie wegen der teilweise nur schwer lesbaren Darstellungsform einen mehr als zwiespältigen Eindruck. Wirklich empfehlen mag man deshalb Sikoras Arbeit nicht. Der Text hätte vor der Übersetzung gründlich überarbeitet und gestrafft werden müssen.

*Olaf Mertelsmann, Tartu*

SABINE WITT: *Nationalistische Intellektuelle in der Slowakei 1918–1945. Kulturelle Praxis zwischen Sakralisierung und Säkularisierung*. Berlin: De Gruyter Oldenbourg, 2015. XI, 412 S. = Ordnungssysteme. *Studien zur Ideengeschichte der Neuzeit*, 44. ISBN: 978-3-11-035930-5.

Die Entwicklung des slowakischen autonomistischen Nationalismus während der ersten tschechoslowakischen Republik passt kaum in gängige Schemata des Nationalismus. Denn einerseits waren die Slowaken in der ČSR offiziell Teil der Mehrheitsgesellschaft und verfügten über Privilegien, die nationalen Minderheiten wie Deutschen und Ungarn nicht zuteilwurden. Andererseits wurde der Staat von einem großen Teil der slowakischen Intelligenz nie als eigener anerkannt. Im Gegenteil entwickelte sich in der Zwischenkriegszeit in der Slowakei eine starke autonomistische Bewegung, die in den dreißiger Jahren unter dem Eindruck des italienischen Faschismus und des deutschen Nationalsozialismus immer größere Dynamik annahm und 1939 in der Gründung des Slowakischen Staats, eines Satelliten des Dritten Reichs, gipfelte.

Sabine Witt widmet sich im vorliegenden Band dieser Bewegung aus Sicht ihrer jungen intellektuellen Verfechter. Diese um 1900 geborenen Männer (Frauen sind keine darunter) übten ihre publizistische Tätigkeit bereits fast gänzlich in der Tschechoslowakei aus. Sie positionierten sich meist klar in Abgrenzung zum neuen Staat und dessen vermeintlich tschechischer Vorherrschaft. Zwar bildeten sie „keine reale Gruppe“ (S. 115), doch trugen sie zusammen laut Witts Hypothese „maßgeblich zur Durchsetzung der Kategorie des Nationalen in der slowakischen Gesellschaft bei“ (S. 1). Dies geschah in ständiger, auch spannungsvoller Wechselwirkung mit der katholischen Kirche. Die Nationalisten „entwarfen eine neue Welt durch die Brille der christlichen Werteordnung und säkularisierten sie gleichzeitig, indem sie das christliche Glaubenssystem durch ein nationales ersetzen“ (S. 389). Die zur Auswahl dieser Gruppe herangezogenen Kriterien sind allerdings recht unklar. Witt hebt nur ihre ländliche und kleinbürgerliche Herkunft hervor, die aber bei slowakischen (und

tschechischen) Intellektuellen die Norm war. Das Buch untersucht sowohl ihren gesellschaftlichen Kontext als auch die schriftstellerische Produktion als solche. Nach drei einführenden Kapiteln, die überblicksartig Theorien des Nationalismus, seine Entwicklung in Oberungarn vor 1918 und in der Slowakei in der Zwischenkriegszeit darstellen, wendet sich Witt ihrem eigentlichen Thema zu. In vier Kapiteln untersucht sie die nationalistische Elite anhand ihrer Publizistik, ihren institutionellen Bindungen und ihrer literarischen Praxis.

Witts Arbeit zeichnet sich dadurch aus, dass sie Belletristik als historische Quelle ernst nimmt – ein oft geforderter, aber in der Geschichtswissenschaft nur selten realisierter Zugang. Das letzte Kapitel der Arbeit, das einige ausgewählte Romane und Gedichtbände vergleichend untersucht, ist ihr Herzstück. Witt bringt den politischen Einfluss von Werken in Erinnerung, die auch in der slowakischen Literaturwissenschaft bestenfalls am Rande Erwähnung finden. Wie sie schreibt, traf etwa Štefán Gráfs 1937 verfasster antisemitischer Desillusionierungsroman *Zápas* (Der Kampf) „den Nerv der Zeit“ (S. 355) und wurde als bester slowakischer Roman des Jahres ausgezeichnet. Nach 1943 wurde er nicht neu aufgelegt und kaum noch erwähnt. Anhand dieser Literatur untersucht sie überzeugend die biologistischen und völkischen Konzepte des slowakischen Nationalismus, die der reinen slowakischen Landschaft den kranken multiethnischen städtischen Organismus gegenüberstellte.

Die Untersuchung dieser Literatur zeigt aber auch eine zentrale Schwachstelle von Witts Buch auf. Unter slowakischem Nationalismus versteht sie (fast) ausschließlich den anti-tschechischen Autonomismus unter der politischen Führung von Hlinkas Slowakischer Volkspartei. Der Tschechoslowakismus, den man durchaus als eine Variante des slowakischen Nationalismus sehen kann, war das natürliche Gegenstück und Feindbild der Autonomisten, wird aber von Witt nie richtig eingeführt. Dieser sah Tschechen und Slowaken als zwei Äste derselben Nation; in Volkszählungen wurde zwischen beiden Gruppen nicht unterschieden, und die ČSR hatte offiziell deswegen auch nicht, wie Witt schreibt,

„zwei Titularnationen“ (S. 31). Dass dies oft mehr Ideologie als gesellschaftliche Praxis war, ändert nichts an dem allgemein positiven, wenn auch höchst paternalistischen Verhältnis der Staatsführung zur Slowakei.

Die Grenzziehung zwischen autonomistischen und tschechoslowakistischen Nationalisten war nicht so klar, wie Witt suggeriert. Viele völkische Merkmale, wie die Analogie der Nation und des menschlichen Körpers, war im Tschechoslowakismus ebenso vorhanden. Viele der von ihr untersuchten Nationalisten waren gegenüber dem Staat eher ambivalent als eindeutig ablehnend eingestellt. Beispielsweise hat sich Ján Hrušovský bei den tschechoslowakischen Agrariern engagiert, Anton Prídavok und Tido Gašpar schrieben positiv über die Wende von 1918. Gráfs *Zápas* ist antisemitisch und antiungarisch, aber nicht anti-tschechisch. Die von Witt untersuchte *Slovenská liga* (Slowakische Liga) verfolgte die sprachliche Slowakisierung der anderssprachigen Gebiete der Slowakei und bewegte sich damit klar auf dem Boden tschechoslowakischer Interessen. Darüber bemerkt sie: „Paradoxerweise unterstützten die Akteure der Slovenská liga mit ihrem slowakischen Nationalismus das Tschechoslowakisierungsprojekt“ (S. 212). Wäre der autonomistische Nationalismus besser durch den Tschechoslowakismus kontextualisiert, wäre klar, dass dies kein Paradox darstellt. Auch mit dem tschechischen Blick auf die Slowakei in der Zwischenkriegszeit beschäftigt sich Witt kaum, obwohl er oft die stärksten Reaktionen von slowakischen Nationalisten hervorrief. Dies ist umso erstaunlicher, da sie am Anfang des Buches dem tschechischen Blick vor 1918 einen eigenen Abschnitt widmet und schreibt: „Die Tschechen waren eine wichtige Instanz, um den Slowaken Elemente der ‚Slo-

wakizität‘ als kultureller Identität zuzuschreiben bzw. als das distinkte Andere zu dienen“ (S. 68). Noch viel stärker als vor 1918 war dies in der Zwischenkriegszeit der Fall.

Die fehlende Kontextualisierung der literarischen und publizistischen Primärquellen in den verschiedenen, sich widersprechenden und gleichzeitig überschneidenden Nationalismen der ČSR mag ihren Ursprung in der mageren Auswahl an Sekundärquellen haben. Das ist eine weitere Schwachstelle von Witts Buch. Gerade in den einleitenden Kapiteln basieren ganze Abschnitte auf nur einem oder zwei Texten und oft bleiben wichtige Informationen ohne Quellenangabe. In der Bibliografie fehlen Standardwerke wie etwa JAN RYCHLÍKS *Češi a Slováci ve 20. století* (Tschechen und Slowaken im 20. Jahrhundert, 1997), aber auch relevante neuere Arbeiten, z. B. IRIS ENGEMANNs *Die Slowakisierung Bratislavas* (2012). Auch bezüglich der von Witt untersuchten Persönlichkeiten wären weiterführende biografische Informationen und Quellen wünschenswert gewesen. Es mutet seltsam an, dass sie immer wieder die Bedeutung des biografischen Hintergrunds der nationalistischen Akteure herausstellt (z. B. S. 288–289), aber dann kaum auf einzelne Biografien eingeht.

Trotz dieser Vorbehalte ermöglicht Witts Buch einen oft innovativen Blick auf den kulturellen Nationalismus in der ersten tschechoslowakischen Republik, der sich an der Grenze zwischen Geschichts- und Literaturwissenschaft bewegt. Es eröffnet auch Fragestellungen, die eine weiterführende Bearbeitung verdienen, etwa das Verhältnis der slowakischen Nationalisten zu Ungarn oder die Aktivitäten der tschechischen Faschisten (*Národní obec fašistická*) in der Slowakei.

Felix Jeschke, Prag

WILLIAM D. PRIGGE: *Bearslayers. The Rise and Fall of the Latvian National Communists*. New York [usw.]: Lang, 2015. X, 174 S. = American University Studies. Series X: Political Science, 71. ISBN: 978-1-4331-2734-2.

Der Titel dieser Arbeit bezieht sich auf den Helden des lettischen Nationalepos *Lāčplēsis*,

der Bärentöter, der im Kampf mit dem Schwarzen Ritter wegen eines Verrats stirbt. Sind die lettischen Nationalkommunisten also Helden oder Verräter, fragt der Autor am Ende seiner Untersuchung (S. 136). Bei der Lektüre wird dem Leser allerdings schnell klar, wo die Sympathien William D. Priggés liegen, bei allen Versuchen zu einer differenzierten Darstellung

wird der Anführer der lettischen Nationalkommunisten, Eduards Berklavs, doch eher zu einem Helden stilisiert. Dies mag auch daran liegen, dass sich der Verfasser sehr stark auf zwei Interviews mit Berklavs, dessen Memoiren und die Erinnerungen anderer Nationalkommunisten stützt und es dabei etwas an kritischer Distanz fehlen lässt.

Bei dem Werk handelt es sich um eine überarbeitete Fassung der Dissertation von 2006, doch anscheinend wurde nicht viel verändert, denn die neueste zitierte Literatur stammt aus dem Jahr 2005. Das Literatur- und Quellenverzeichnis birgt noch weitere Überraschungen. Die Liste der Sekundärliteratur ist nur zweieinhalb Seiten lang, die Titel kommen zu etwa 80 % aus der Zeit des Kalten Krieges, Arbeiten zu Nationalkommunismus oder sowjetischer Nationalitätenpolitik wurden kaum rezipiert, nur zwei (!) Werke zeitgenössischer lettischer Historiker sind zitiert, und wichtige russischsprachige Quellenpublikationen sowie Standardwerke wie Elena Zubkovas *Das Baltikum und der Kreml* werden einfach ignoriert. In Lettland wurden ganze fünf Archivbestände eingesehen, in Moskau nur einer. Kann auf einer solch dürftigen Grundlage eine Monographie verfasst werden, die fast zwei Jahrzehnte umfasst, wichtige Themen der lettischen Zeitgeschichte berührt und versucht, Einblicke in den lettischen Nationalkommunismus zu geben?

Der Autor greift mitunter zu starken Formulierungen: „Russifizierung ist eine Art des Genozids“ (S. VII) oder „die lettische Historiographie ist so trübe wie das Wasser der Daugava“ (S. VIII). Jedoch bleibt er eine überzeugende Begründung für solche Stellungnahmen schuldig. Aufgrund der geringen Basis an bearbeiteten Materialien serviert der Verfasser veraltete Angaben in großer Zahl. So seien 70.000 Letten im Partisanenkampf nach dem Weltkrieg gestorben (S. 11) und ebenfalls 70.000 nach dem Krieg exekutiert worden (S. 103). Fast ein Zehntel der Opfer von Stalins Großem Terror seien Letten gewesen (S. 15). Hier kann sich Prigge schon einmal um mehr als das Zehnfache irren, denn nach heutigem Forschungsstand waren die Zahlen deutlich ge-

ringer. Störend sind auch die sachlichen Fehler. So wird der litauische Parteichef Antanas Sniečkus als Mitglied der lettischen Parteiführung dargestellt (S. 3) oder Daugavpils sei im frühen 19. Jahrhundert gegründet worden (S. 102), tatsächlich gab es Dünaburg bereits im Mittelalter. Vilis Lācis war nicht der Parteivorsitzende der KP Lettlands, sondern erst Vorsitzender des Rats der Volkskommissare und dann des Ministerrats der Sowjetrepublik. Wer ein Buch über lettische Geschichte liest, dem sollten sämtliche diakritischen Zeichen in Personennamen zugemutet werden; Prigge verwendet einige und lässt andere weg. Manchmal verschreibt er sich auch; so wird aus der ehemaligen Präsidentin Vaira Vīķe-Freiberga eine Vaira Viki Freiberga. (S. 134). Prigges Prosa ist flüssig, doch ein informierter Leser wird sich wiederholt über falsche Angaben und Fehleinschätzungen ärgern. Weiterhin ähneln die einzelnen Kapitel eher eigenständigen Aufsätzen als den Teilen eines Ganzen.

In der Einleitung beginnt der Autor praktisch gleich mit dem Narrativ und geht weder auf Quellenlage und Historiographie noch auf Problemstellung, Methoden oder gar theoretische Ansätze ein. Ihm fehlen nicht nur Kenntnisse zur sowjetischen Nationalitätenpolitik und zum Nationalkommunismus, er versucht auch gar nicht erst den Blick über den Zaun nach Estland und Litauen zu werfen. Doch national eingestellte Kommunisten gab es überall im Baltikum. In Estland erfolgten deshalb 1950 Säuberungen, in Lettland aber erst 1959. Hier hätte sich ein Vergleich wahrlich aufgedrängt.

Der Verfasser webt in sein Narrativ wiederholt die Biographien und Schicksale lettischer und russischsprachiger Parteiführer ein, so diejenigen von Arvids Pelše und Michail Suslov im ersten Kapitel, in dem es um die Nachkriegsjahre und die Gruppe der Russophilen geht. Dies verschafft dem Leser Einblicke in die handelnden Figuren. Obwohl Russifizierung für Prigge eine zentrale Kategorie ist und das, wogegen die Nationalkommunisten eintraten, bleibt er eine Definition schuldig. Meint er nun die Stärkung der russischen Sprache in der Öffentlichkeit, die zunehmende Einwanderung von Russischsprachigen oder die Stärkung des Russischunter-

rechts an lettischen Schulen? Obwohl Prigge dies tut, lässt sich die Russifizierung der Sowjetzeit nicht mit derjenigen der späten Zarenzeit vergleichen. Provokativ mag man auch fragen, ob Russifizierung wirklich das treffende Schlagwort ist, wenn im Untersuchungszeitraum das lettischsprachige Bildungssystem in vorher nie gekannter Art expandierte und so die Sprache stärkte und weiterhin die Absolventen russischer Schulen im Lande wegen ihrer schlechten Lettischkenntnisse von den meisten Studiengängen ausgeschlossen wurden.

Im zweiten Kapitel konzentriert sich der Autor auf die Entwicklung der nationalen Kommunisten bis zum Jahr 1953 und Berijas Versuche, nach Stalins Tod die Kader der Unionsrepubliken stärker zu nationalisieren, also den Anteil der Titularnation zu erhöhen. Im folgenden Kapitel geht er auf die (angeblich?) formativen Jahre der Hauptfigur, Berklaivs, ein. Doch warum Prigge den niedrigen Bildungsstand der Parteimitglieder kritisiert, obwohl er höher war als derjenige der Bevölkerung, bleibt unklar. Der XX. Parteitag 1956 stärkte die lettischen Nationalkommunisten, und Berklaivs als 1. Parteisekretär der Stadt trieb die Lettisierung Rigas voran. Lettisch- und Russischkenntnisse wurden zur Voraussetzung für bestimmte Ämter, erst in Riga und dann im Rest der Republik. Prigge sieht in den Maßnahmen Berklaivs zur Begrenzung der russischen Zuwanderung eine antirussische Politik, doch Beschränkungen zur Einwanderung in Städte bestanden bereits unter Stalin in der gesamten Union. Berklaivs regulierte die Registrierung von Zuwanderern nur noch strenger, und sicherlich spielte der begrenzte Wohnraum auch eine Rolle.

Im anschließenden Kapitel behandelt der Verfasser die, wie er sie nennt, „unheiligen Allianzen“ der lettischen Nationalkommunisten mit Moskau und dem Militär. Säuberungen in Lettland begünstigten die nationale Linie in der Partei, und schließlich geriet der Parteiapparat überwiegend in deren Hand; 1958 wurde sogar ein Lette 2. Parteisekretär, eine Position die normalerweise für einen russischen Aufseher-Genossen vorgesehen war. Im 5. Kapitel untersucht Prigge den Höhepunkt des Nationalkommunismus in Lettland; in der Sprachenpolitik wagte es

die Sowjetrepublik als einzige, sich der Linie Moskaus zu widersetzen, um Lettisch als Pflichtfach an russischen Schulen im Lande zu erhalten.

Im folgenden Kapitel rennt Prigge offene Türen ein, wenn er die These analysiert und ablehnt, die Industrialisierung Lettlands in der Nachkriegszeit sei nur erfolgt, um die russische Zuwanderung zu steigern. Rein logisch gesehen ist diese These schon unsinnig, denn umfangreiche Investitionen in die Schwerindustrie Lettlands mussten ökonomische Gründe gehabt haben. Die sowjetische Führung hätte günstigere Möglichkeiten gehabt, den Zuzug in diese Republik zu steigern, denn allein der höhere Lebensstandard wirkte als Magnet, und eine Expansion der Leichtindustrie hätte mit geringerem Aufwand mehr Arbeitskräfte angelockt. Die Investitionen, um einen Arbeitsplatz dort zu schaffen, waren nämlich deutlich geringer als in der Schwerindustrie. Der Autor sitzt außerdem dem Mythos des schnellen industriellen Wachstums in Lettland nach dem Krieg auf, der von den Sowjets mit Hilfe methodisch falsch angelegter Statistiken verbreitet wurde. Am Beispiel Estlands sind solche Fragen bereits vor fast einem Jahrzehnt erforscht worden, doch der Verfasser blickt nicht über den Tellerrand.

Im letzten Kapitel behandelt Prigge das Ende des Nationalkommunismus in Lettland und liefert eine neue Interpretation zu Chruščevs Rolle dabei. Bisher galt dieser als Drahtzieher für die Säuberungen, denen eine ganze Reihe führender Kommunisten des Landes zum Opfer fielen, darunter auch Stalinisten. Der Verfasser schlägt dagegen Intrigen auf der zweiten Ebene der Macht vor. Dies ist neu, aber ohne Belege aus den einschlägigen Moskauer Archiven ist der Rezensent nicht ganz davon überzeugt. Ein Epilog rundet das Werk ab und liefert einen Ausblick bis zum Jahr 2005.

Die Stärke des Buches liegt zweifelsohne darin, dass es neue Einblicke in den lettischen Nationalkommunismus während der Nachkriegszeit verschafft. Wegen zahlreicher Ungenauigkeiten und Fehler sowie der schwachen Basis an Literatur und Quellen ist es aber als Darstellung über die Geschichte Lettlands in dieser Periode nicht zu empfehlen. Vielerorts geht es nicht über den

Forschungsstand des Kalten Krieges hinaus und verbreitet veraltete Standpunkte. Da der Autor selbst austeiht, muss er auch einstecken können;

sehr viel klarer als die Daugava ist diese Studie nicht.

*Olaf Mertelsmann, Tartu*

### Rezensionsschwerpunkt

### | Jüdische Geschichte

JÜRGEN HEYDE: *Transkulturelle Kommunikation und Verflechtung. Die jüdischen Wirtschaftseliten in Polen vom 14. bis zum 16. Jahrhundert*. Wiesbaden: Harrassowitz, 2014. VIII, 280 S. = Deutsches Historisches Institut Warschau. *Quellen und Studien*, 29. ISBN: 978-3-447-10311-4.

Jürgen Heyde tritt in seiner Habilitationsschrift mit dem Anspruch an, eine neue Perspektive auf die jüdisch-polnischen Beziehungen des späten Mittelalters zu eröffnen. Einig ist sich die Geschichtswissenschaft in der Nachfolge von Jakob Goldberg darüber, dass es polnische Geschichte ohne ihren jüdischen Bezug nicht gibt – und umgekehrt. Doch dominierten bisher zwei Zugänge die Erforschung der jüdisch-polnischen Geschichte, die Polen und Juden primär als sozial-religiöse Gruppen darstellten, die sich zwar begegneten, aber weitgehend voneinander getrennt agierten. So befanden sich einerseits die wirtschaftlichen Abhängigkeiten zwischen jüdischen Vermittlern und adeligen Grundherren im Fokus des Interesses und andererseits die Binnenentwicklung der jüdischen Gemeinschaft Polen-Litauens mit ihren spezifischen Strukturen der autonomen Selbstverwaltung.

Heyde strebt demgegenüber mit seiner Untersuchung „eine multipolare, transkulturelle Kommunikations- und Verflechtungsgeschichte“ (S. 4) an. Um diese vor uns auszubreiten, wählt er drei „Arenen“ der Interaktion: die Arena des Politischen, in der die rechtliche und gesellschaftliche Stellung der Juden Polens verhandelt wurde, die Arena der Wirtschaftsbeziehungen und Geschäftskontakte, sowie schließlich die Arena der Verwaltungspraxis und ihres personalen Apparats im Königreich Polen. Der Begriff der „Arena“ beschreibt dabei Prozesse der transkulturellen Interaktion und Kommunikation, bei denen es neben den eigentlichen Akteuren auch ein „Publikum“ gibt, das diese rechtli-

chen und gesellschaftlichen Aushandlungsvorgänge beobachtet, ohne direkt darin involviert zu sein. Die von Heyde beobachteten Akteure sind die jüdischen Wirtschaftseliten auf dem Gebiet des Königreichs Polen (ohne das Großfürstentum Litauen) seit dem späten Mittelalter bis ins 16. Jahrhundert.

Als Resultat seiner Forschung präsentiert Heyde für die jüdisch-polnische Gesellschaft des Königreichs Polen eine „Rekonstruktion transkultureller Umgangsformen und Verflechtungsmuster, welche je nach Kontext zur Formierung transkultureller Akteursgruppen führen, die gemeinsame Agenden gegenüber einer je nach Kontext veränderten Umwelt präsentieren“ (S. 221)

Die Kommunikationsforen der politischen Arena, die Heyde sehr differenziert zum Sprechen bringt, bilden die Generalprivilegien der polnischen Könige seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, die Synodalbeschlüsse der katholischen Kirche, die Landes- und Reichstatuten, die zeitgenössische politische Geschichtsschreibung sowie die politischen Auseinandersetzungen zwischen dem Adel und der Königsmacht. Diese Kommunikationsforen haben allerdings nur wenig transkulturellen Charakter, da die polnische Judenheit hier – zumindest sichtbar – nur als Objekt, nicht aber als Akteur der Aushandlungsprozesse auftritt. Das ändert sich erst im 16. Jahrhundert, als sich zahlreiche jüdische Gemeinden um lokale Privilegien und um Weisungen der Wojewoden bemühen, die unter anderem die Rolle der Gemeindeältesten stärken. Die diskriminierenden Maßnahmen gegenüber den Juden, die insbesondere die Kirche, aber auch der Reichstag wiederholt forderten, wurden in der Praxis kaum umgesetzt. Heyde interpretiert diese Tatsache so, dass bei der Formulierung der Politik gegenüber den polnischen Juden gar nicht primär diese selbst im Zentrum standen. Vielmehr fochten König und Adel in

dieser Arena „Konflikte um Partizipationsansprüche“ (S. 77) aus, d. h. ihren grundsätzlichen politischen Machtkampf über den Kopf einer dritten Partei (die polnischen Juden) hinweg. Auf diese Weise konnte man den direkten Konflikt zwischen Königs- und Adelsmacht vermeiden und immer wieder Kompromisse schließen.

Im zweiten Teil seiner Abhandlung rekonstruiert Heyde die jüdisch-polnische Arena der Wirtschaftsbeziehungen. Er stützt seine Ausführungen wie schon im vorangegangenen Kapitel auf die Interpretation einer breiten Palette von Quellen, die er eingehend analysiert. Das Bild, das sich hier abzeichnet, ist erneut eines der sehr engen Verflechtung zwischen der polnischen und der jüdischen Gesellschaft. Gerade bedeutende Städte wie Posen, Krakau und Lemberg und deren Magistrate versuchten zwar die Wirtschaftstätigkeit der jüdischen Bevölkerung, die als Konkurrenz der Bürgerschaft empfunden wurde, zu marginalisieren oder zu unterbinden – besonders seit dem ausgehenden 15. Jahrhundert. Zugleich zeigen die mannigfaltigen, häufig mehrere Personen verflechtenden Kredit- und gemeinsamen Handelsgeschäfte zwischen Juden, Bürgern und Adeligen, dass die gegenseitigen wirtschaftlichen Verbindungen und Interessen kontinuierlich an Intensität gewonnen hatten. Das Bemühen der verschiedenen staatlichen Gerichtsinstanzen, der Wojewoden sowie des Königs, durch ihr ausgewogenes Agieren ein Klima des Vertrauens und der Stabilität für diesen jüdisch-polnischen Kommunikationsraum zu schaffen, unterstreicht die Bedeutung der wirtschaftlichen Arena für alle beteiligten Seiten.

Schließlich untersucht die Abhandlung die Verflechtung und Einbindung von Vertretern der jüdischen Wirtschaftselite mit dem Staatsapparat des polnischen Königreichs. Wie schon in der Arena der jüdisch-polnischen Wirtschaftsbeziehungen und anders als bei der politischen Kommunikation sind es auch hier jüdische Indi-

viduen, die in den Quellen fassbar werden. Dieses Kapitel ruft auch in Erinnerung, dass das Königreich Polen – und hier wäre auch das Großfürstentum Litauen mit zu nennen – regional heterogen war. So bringt Heyde seine Beispiele in diesem Kapitel beinahe ausschließlich aus dem Gebiet Rotreußen bei. Er zeigt, wie insbesondere jüdische Inhaber von staatlichen Steuer- und Zollpachten integrierter und respektierter Teil der königlichen Verwaltungseliten des Königreichs waren und mit diesen interkulturelle Akteurs- und Interessengruppen bildeten.

Auf der Grundlage der detaillierten Analyse und Auswertung eines großen Quellenkorpus gelingt es Heyde, die Verflechtung individueller Vertreter der jüdischen Wirtschaftselite mit Akteuren der christlichen Gesellschaft des polnischen Königreichs plausibel zu machen. Dabei bildeten sich situativ immer wieder transkulturelle Akteursgruppen heraus, die quer zu den herkömmlichen ständischen und konfessionsethnischen Grenzziehungen verliefen. Diese Gruppen nahmen gemeinsame Interessen wahr und verteidigten diese gegenseitig. Im Zuge seiner Ausführungen referiert der Autor einzelne Beispielfälle und die zugehörigen Quellen für den Geschmack des Rezensenten fast zu ausführlich – weniger wäre da manchmal mehr. Zweifellos gelingt es Heyde jedoch überzeugend, „transkulturelle Verflechtungsmuster“ als Kontrapunkt zu Forschungsansätzen aufzuzeigen, die jüdische und nichtjüdische Gruppen stark voneinander isolierend betrachten. Die postulierten „transkulturellen Umgangsformen“ zwischen Juden und Polen bleiben allerdings eher im Hintergrund und lassen sich stellenweise eher erahnen, ohne wirklich Kontur zu gewinnen. Dies ist allerdings bei dem vorwiegend normativen Charakter der Rechtssetzungs- und Gerichtsquellen, die der Studie zugrunde liegen, nicht anders zu erwarten.

*Christophe von Werdt, Bern*

ANIKA WALKER: *Pioneers and Partisans. An Oral History of Nazi Genocide in Belorussia*. New York: Oxford University Press, 2015. XV, 317 S., 2 Ktn. = *The Oxford Oral History Series*. ISBN: 978-0-19-933553-4.

Über den nationalsozialistischen Judenmord lässt sich kaum schreiben, ohne auf die Versäumnisse der Erinnerungskultur einzugehen. Dies zeigt sich einmal mehr an Anika Walkes neuartiger kollektivbiografischer Darstellung



über Kinder von in Weißrussland Ermordeten. Sie beruht im Wesentlichen auf seit 2001 durchgeführten lebensgeschichtlichen Gesprächen der Verfasserin mit jenen, die überlebten. Es handelt sich ganz überwiegend um Frauen, da der vorliegende Band auf Forschungen zu einem früheren Thema beruht (siehe ANIKA WALKER: Jüdische Partisaninnen – der verschwiegene Widerstand in der Sowjetunion. Berlin 2007). Außerdem nutzt sie die Früchte der *Oral History* in Gestalt von Video-Zeugnissen der Shoah Foundation und des United States Holocaust Memorial Museum, ferner aufgeschriebene Erinnerungen der Erlebnisgeneration. Die Anmerkungen zeugen überdies von einer enormen Belesenheit der Autorin in der einschlägigen – und nicht zuletzt deutschsprachigen – Forschungsliteratur.

In einer weiteren Perspektive geht es hier zugleich darum, wie das Leben der Interviewten von den zeitgeschichtlichen Umbrüchen geprägt wurde, denen sie (unfreiwillig) ausgesetzt waren, und wie diese das eigene Erinnern an das Erlebte beeinflussten. Walke spürt somit den „transformations of identity“ nach: beginnend als der kommunistischen Partei verbundene junge Pioniere, die im Kindesalter davon träumten, eine neue, von Gleichheit und Internationalismus geprägte Gesellschaft aufzubauen, dann Opfer von Zwangsarbeit und Vernichtung unter der deutschen Okkupation und jugendliche Widerstandskämpfern gegen die Besatzer und Mörder, zu abermaligen Sowjetbürgern, die sich – ohne ihre Vertrauten und Verwandten, den stärkenden Rückhalt in jüdischen Traditionen und Ritualen – nach dem Überleben in einer dem Patriotismus verhafteten Sowjetgesellschaft zu rechtfinden mussten, in der für das Gedenken an den Judenmord kein eigener Platz vorgesehen war. Im Grunde gehe es ihr – so Walke – um ein Nachsinnen darüber, wie es uns Menschen möglich ist, mit den Erfahrungen unerträglich gewaltsamer Erlebnisse weiterzuleben. Gleichermäßen soll die Studie ein Buch der Erinnerung sein, das für jene Frauen und Männer aufgeschrieben wurde, die der Verfasserin in Petersburg und Minsk – auf manchmal quälende Fragen – Antwort gaben, und auch für deren Angehörige, Freunde, Nachbarn, die dem nationalsozialistischen Rassismus und seinen Auswir-

kungen, oft ganz auf sich allein gestellt, gegenüberstanden (S. IX). Ein Teil der Interviewten ist daher auch auf Fotografien abgebildet.

Nachdem Walke die methodologischen Grundlagen ihrer Arbeit umrissen hat (*Oral History and the Nazi Genocide*), wendet sie sich der Lage der sowjetischen Juden in den dreißiger Jahren „zwischen Tradition und Veränderung“ zu. Das folgende Kapitel geht auf das abrupte „Ende der Kindheit“ ein, beispielhaft dargestellt an Erfahrungen von jungen sowjetischen Juden, die Insassen des Minsker Gettos waren. *Leiden und Überleben* ist dann der Abschnitt überschrieben, der sich mit der Vernichtung jüdischer Gemeinschaften im östlichen Weißrussland befasst. Einen weiteren Schwerpunkt des Bands bildet *Überlebenskampf und Sieg* derjenigen, die den Gettos entflohen und sich den sowjetischen Partisanen anschließen konnten, ehe Walke auf die von Simcha Zorin (1902–1974) angeführte jüdische Partisanen-Einheit (*Zorin family unit*) blickt, in der zahlreiche Zivilisten – nicht zuletzt Frauen (S. 200) – unterkamen und durch ihre Arbeit zum Überleben der Gruppe beitrugen; für die Minderjährigen wurde hier sogar eine Schule eingerichtet.

In ihrer Schlussbetrachtung resümiert die Verfasserin ihre Erkenntnisse über „sowjetischen Internationalismus, Judentum und den nationalsozialistischen Genozid aus dem Blickwinkel mündlich erfragter Geschichtsforschung“ (S. 204).

Sie kommt zu dem Schluss, dass das Erinnern an die Isolation die Opfer zwar nicht von dieser befreien könne, doch ergäben sich „wichtige Fragen und Antworten in Bezug auf das Problem, wie es möglich ist, auf ethische Weise mit den Nachwirkungen von systematischer Gewaltausübung fertig zu werden und [durch diese Fähigkeit] mit jenen zusammenzuleben, die darunter gelitten haben“ (S. IX). Am Ende heißt es mit Blick auf die Selbstbeschreibungen der Opfer, an deren Erfahrungen unmittelbar nach Kriegsende nicht angemessen erinnert wurde, treffend: „The stories [...] speak back not only to systematic murder, but also to ignorant practices of commemoration and historiography.“ (S. 231)

Klaus-Peter Friedrich, Marburg/Lahn

HANNAH MAISCHEIN: *Augenzeugenschaft, Visualität, Politik. Polnische Erinnerungen an die deutsche Judenvernichtung*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2015. 636 S., zahlr. Abb. = Schnittstellen Studien zum östlichen und südöstlichen Europa, 2. ISBN: 978-3-525-30074-9.

Bereits 1945 erschienen zwei Gedichte, welche die polnische Augenzeugenschaft der Shoah thematisieren: *Die armen Christen blicken aufs Ghetto* und *Campo di Fiori* von Czeslaw Milosz. Darauf aufbauend brachte der Krakauer Literaturwissenschaftler Jan Bloński mit seinem Essay *Die armen Polen blicken aufs Ghetto* (Tygodnik Powszechny Nr. 2/1987) die Frage nach der retrospektiven Reflexion dieser Augenzeugenschaft zur Sprache. Sie ist seitdem in Polen immer wieder Gegenstand kontroverser und emotional aufgeladener Debatten.

Die Kulturwissenschaftlerin Hannah Maischein leistet nun einen Beitrag zur wissenschaftlichen Untersuchung dieses komplexen Diskurses, und erschließt dabei einen umfangreichen, bislang kaum beachteten Quellenbestand: visuelle Darstellungen, in denen sich „Polen rückblickend als Augenzeugen darstellen“ (S. 23) – von Denkmälern und Ausstellungen über Filme und Karikaturen bis zu Kunstwerken und Performances. In ihrer 2014 an der Münchner Universität verteidigten Dissertation untersucht sie, wie Polen die Augenzeugenschaft visuell repräsentieren, was für ein Selbstbild diese Repräsentationen widerspiegeln, und wie das Miterleben der Shoah dieses Selbstbild und damit die polnische nationale Identität beeinflusste. Sie konzentriert sich dabei auf drei Phasen, die auch den empirischen Teil der Arbeit strukturieren: 1944–1948, die Zeit der Etablierung des kommunistischen Systems, als Augenzeugenschaft vor allem in der Opposition zwischen nationalistischen und kommunistischen Geschichtsbildern verhandelt wurde; Mitte der fünfziger bis Mitte der siebziger Jahre, als zugunsten gemeinsamer Interessen kommunistischer und nationalistischer Akteure auf eine kritische Betrachtung der Augenzeugenschaft verzichtet wurde; und schließlich eine in den siebziger Jahren beginnende und bis heute andauernde Phase der kritischen Erörterung des

Themas (S. 27). Als Korrektiv oder Vergleichsfolie benutzt Maischein den „westlichen“ Diskurs über die Shoah, weist aber gleichzeitig darauf hin, dass der europäische diskursive Konsens hinsichtlich der Repräsentation der Shoah nicht als Maßstab für den polnischen Umgang mit der nationalsozialistischen Verfolgung und Ermordung der Juden gelten kann (S. 157).

Maischein beginnt ihre Arbeit mit einer bemerkenswerten Schilderung einer Szene aus Andrzej Wajdas Spielfilm *Pokolenie* (Eine Generation), die das Verhältnis zwischen Juden und Nichtjuden im besetzten Polen charakterisiert: Ein aus dem Ghetto geflohener Jude steht vor der Tür eines Bekannten und bittet um Hilfe – dieser zögert ob des Preises, den er möglicherweise für diesen altruistischen Akt zu zahlen hat. Die Szene illustriert zum einen, wie sehr die Separation der jüdischen Bevölkerung Früchte getragen hat. Der Jude scheint aus einer anderen Welt zu kommen, und eine nicht nur unerwartete, sondern geradezu geisterhafte Erscheinung zu sein, so Maischein. Die hier essentialisierte Alterität stellt einen Grundbaustein von Maischeins Untersuchungsansatz dar. Zum anderen ist die Szene eine Animation des Verhältnisses zwischen Juden und nichtjüdischen Polen, als „Machtverhältnis zwischen einem, der entscheiden kann, und einem, über den entschieden wird“ (S. 9). Denn auch wenn die gesamte Bevölkerung Polens von deutscher Besatzung und Unterdrückung betroffen war, hatten die ethnischen Polen zweifelsohne deutlich mehr Handlungsspielräume. Und diese sind signifikant, denn ohne Handlungsoptionen kann sich ein Individuum weder richtig noch falsch verhalten (S. 31).

Maischein bricht mit der theoretischen Konzeptionierung des „Augenzeugen“ aus der Hilberg'schen Einteilung in Täter, Opfer und Zuschauer aus und beschreibt ein Phänomen, das Altruismus, Profit und Mittäterschaft enthalten kann, ohne dass das eine das andere zwangsläufig ausschließt. Sie führt eine interessante Unterscheidung zwischen „Anwohnern“ des Verbrechens, als Menschen, welche die historische Erfahrung der Shoah gemacht haben, ohne selbst betroffen gewesen zu sein, und Augenzeugen ein. Letztere werden nur durch das Zeugnisable-

gen zu solchen, der Begriff impliziert somit die retrospektive Erinnerung und Artikulation dieser Erfahrung. Die Bedeutung der Augenzeugen manifestiert sich also in einem sozialen und kommunikativen Prozess des Weitergebens, und mehr in der Gegenwart als in der Vergangenheit. Der Augenzeuge wird erst durch das Zeugnis-Ablegen konstruiert und ist mithin ein Produkt des Erinnerungsdiskurses (S. 23ff, 80).

Die polnische Augenzeugenschaft versteht Maischein als „Diskurs, in dem die nationale Selbstwahrnehmung strukturiert wird“ wobei nicht ganz klar ist, warum sie die Aussagekraft auf nationale Identität begrenzt (S. 59). Da Identität über die Abgrenzung zum Anderen konstruiert wird, bildet Alterität, wie bereits erwähnt, einen Schwerpunkt ihrer Überlegungen. Sie akzentuiert, dass Formulierungen von Alterität mehr über den Sprecher als über den Beschriebenen aussagen. „Da der andere nur vorgestellt wird, und nur in Bezug zu dem Selbst eine Bedeutung hat, kann der Andere nicht erfasst werden.“ Er ist mithin eine Projektionsfläche von realen und ersehnten Selbstbildern bzw. einer „desired identity“ – einer Wunschvorstellung vom Selbst. (S. 87) Gemeinsam mit Topographien und gestalterischen Darstellungsweisen der Augenzeugenschaft, die Maischein ebenfalls theoretisch problematisiert, bilden Selbstbild und Alterität Kategorien, nach denen sie polnische Augenzeugenschaft in den genannten Zeiträumen analysiert (S. 159).

Die Stärken der Arbeit liegen im Inhalt. Maischein beeindruckt mit ihrer Kenntnis der Forschungsliteratur zu Erinnerung, Alterität,

Identität, und *visual culture* sowie zur polnischen Nachkriegsgeschichte, die sich durch ein breites und multidisziplinäres Spektrum an Verweisen auf Theorien und Konzepte äußert. Gut gelungen ist die Auswahl des empirischen Materials, dessen Umfang ebenfalls bemerkenswert ist. Maischeins Beobachtungen sind nachvollziehbar und innovativ. Sie gehen allerdings in der Länge des Textes, der mangelnden Struktur der Argumentation und der akademischen Sprache, die Zusammenhänge häufig eher im Vagen lässt statt sie zu präzisieren, etwas unter. Nicht nur der theoretische Rahmen ist deutlich überfrachtet, auch im empirischen Teil hätten Kürzungen, eine klarere Binnenstruktur der Unterkapitel und die Zusammenführung thematisch und logisch verwandter Aspekte der Arbeit mehr Übersichtlichkeit verschafft. Die Autorin hätte beispielsweise die politischen Bedingungen der Augenzeugenschaft und mithin polnische Innenpolitik und das polnisch-jüdische Verhältnis seit 1945 nicht so detailliert zu schildern brauchen, sondern es bei knappen Darstellungen und Verweisen auf die bisherige Literatur belassen können. Maischeins spannende und relevante Überlegungen wären in einem schlankeeren, stärker strukturierten Text besser zur Geltung gekommen. Es ist daher zu hoffen, dass sie ihre umfangreichen Kenntnisse in pointierte Zeitschriftenaufsätze einfließen lässt – zumal das Thema angesichts der aktuellen geschichtspolitischen Situation in Polen wohl kaum an Relevanz verlieren wird.

*Imke Hansen, Uppsala*

SANDRA STUDER: Erinnerungen an das jüdische Vilne. Literarische Bilder von Chaim Grade und Abraham Karpinovitsh. Köln, Weimar, Wien: Böhlau, 2014. 398 S., 17 Abb. = Lebenswelten osteuropäischer Juden, 15. ISBN: 978-3-412-21118-9.

Facetten einer Stadt, die litauisch Vilnius heißt, polnisch Wilno, deutsch Wilna, jiddisch Vilne und russisch Vil'na, stehen im Mittelpunkt der hier zu besprechenden Arbeit. In zeitlicher Hinsicht geht es um die Spanne zwischen den bei-

den Weltkriegen. Räumlich bezieht sich die Untersuchung auf das jüdische Viertel der Wilnaer Altstadt, in dem damals vor allem die „mittellosen jüdischen Massen“ (S. 15) lebten. Sandra Studer hat sich in ihrer Dissertationsschrift zum Ziel gesetzt, das Leben der einfachen Menschen von der jüdischen Straße zu erforschen, und analysiert hierzu die Werke der vor Ort geborenen Schriftsteller Chaim Grade (1910–1982) und Abraham Karpinovitsh (1913–2004). Die Verfasserin versteht die Gesamtheit der literarischen Produktion beider Autoren als Erinne-

rungsliteratur an das jiddische Vilne, und so fragt sie, welche Dinge auf welche Weise erinnert werden, aber auch, welche Leerstellen in der Erinnerung existieren und was für ein Bild dem jeweiligen Leser dargeboten wird. Um den Ansatz der Arbeit besser verstehen zu können, wird hier kurz auf die beiden Schriftsteller eingegangen. Beide verbrachten ihre Kindheit und Jugend in Wilna und gehören zu der äußerst kleinen Zahl von Literaturproduzenten in jiddischer Sprache, die den Holocaust überlebten. Grade konnte 1941 vor dem Einmarsch der Deutschen in die Sowjetunion fliehen. Er kehrte 1946 nach Wilna zurück, ging aber binnen kürzester Zeit nach Paris und von dort aus nach New York, wo er bis an sein Lebensende blieb. Karpinovitsh machte sich 1937 auf den Weg nach Birobidžan. Von dort kehrte er 1944 nach Wilna zurück, emigrierte dann über Zypern nach Palästina und verbrachte sein restliches Leben in Israel. Damit sind schon zwei klassische Migrationswege von Wilnaer Juden, die dem Holocaust entrinnen konnten, skizziert. Die Werke beider Schriftsteller standen in der späteren Nachkriegszeit im Schatten des literarischen Werkes von Isaak Basevish Singer und erlangten keine größere Bekanntheit, da die Bücher auch selten ins Englische oder andere Sprachen übersetzt wurden.

Studer benutzt also diese autobiographische und belletristische Literatur als historische Quellen, wobei sie deren Aussagen miteinander vergleicht, aber zur Einordnung und Interpretation auch Texte weiterer Personen und Erinnerungen anderer Wilnaer Jüdinnen und Juden hinzuzieht. Methodisch orientiert sie sich an dem Modell der Lebenswelten, die literarisch erinnert werden. Sie betrachtet also die verwendete Literatur im Sinne Noras als Erinnerungsort. Sie richtet sich nach dem von Monica Rüthers vorgeschlagenen Modell zur Analyse literarischer Texte und geht in drei Schritten vor. Zuerst fragt sie nach dem situativen Kontext. Dann analysiert sie soziale und kulturelle Praktiken und ergründet anschließend die Botschaft des Gesamttextes. Auf eine vollständige Übersetzung der jiddischen Texte ins Deutsche hat die Autorin bewusst verzichtet, da sie meint, dass das Lesen der jiddischen Texte nicht nur eine inhaltliche Annäherung an das Thema bedeute, sondern auch

eine sprachlich-emotionale (S. 32).

Der Hauptteil des Buches gliedert sich in vier Abschnitte. Zum einen geht es um die Lebensverhältnisse der Wilnaer Juden. Hier werden architektonische Besonderheiten beschrieben sowie Wohnformen der dort ansässigen Juden. Es folgt eine Schilderung der Erwerbssituation im jüdischen Viertel, innerhalb derer natürlich die Welt des Handels großen Raum einnimmt, aber auch das Handwerk dargestellt wird. Ausführungen zu den Themen Armut und Wohltätigkeit runden das Kapitel ab. Der zweite Abschnitt befasst sich mit Wilna als einem Ort traditioneller Jüdischkeit. Die Autorin erörtert Fragen von religiöser Tradition und der Kritik daran. Ferner gibt sie anhand ihrer Quellen Einblicke in die religiöse Gelehrsamkeit der einfachen Juden und das Begehen der jüdischen Feiertage. Darüber hinaus werden auch Missachtungen von Feiertagsregelungen sowie Anzeichen von Glaubenszerfall erörtert. Inhaltlich bietet der nächste Abschnitt einen großen Kontrast zu dem davorstehenden, denn in ihm geht es um Wilna als einen Ort der modernen jüdischen Kultur. Eingeschlossen werden darin: die Existenz des YIVO (des Anfang der zwanziger Jahre begründeten Jiddischen Wissenschaftlichen Instituts), weltliche Schulen, jiddisches Theater und Presse sowie alle politischen Bewegungen wie Zionisten, Bundisten und jüdische Kommunisten. Der vierte Abschnitt liefert Momentaufnahmen jüdischer Lebenswelten, wozu gerade auch das eheliche Zusammenleben und alle damit zusammenhängenden Varianten und Unfälle zählen. Ebenfalls durften Unterwelt und Prostitution nicht unerwähnt bleiben. Es folgt eine kurze Betrachtung über Kontakte mit Nichtjuden.

Mithilfe der literarischen Quellen, die hier zum ersten Mal ausgewertet werden, lässt sich ein recht differenziertes Bild der jüdischen Unterschicht in Wilna zeigen. Dabei weisen die Texte der beiden Autoren unterschiedliche Blickwinkel auf. Chaim Grade beschreibt hauptsächlich Aspekte der traditionellen „yidishkeit“, der religiösen Verbundenheit der Juden, die sich in der Einhaltung von religiösen Gesetzen, Werten und Normen äußert. Diese Haltung entspringt aus seiner persönlichen Verbundenheit mit der jüdischen Orthodoxie vor Ort. Abraham

Karpinovitsh widmet sich anderen Blickwinkeln. Er nimmt Formen der modernen jüdischen Identität in den Blick wie das YIVO und die Arbeit der Folkloristen. Darüber hinaus interessieren ihn politisch aktive Juden und Vertreter von Randgruppen. Studer resümiert, dass die Sichtweisen beider Autoren als gegenseitig bereichernd zu betrachten seien und es ihren Schriften zu verdanken sei, dass der Ort auch als eine

Lebenswelt von verarmten Jüdinnen und Juden erinnert werden kann (S. 370), als eine untergegangene Welt, die sowohl von Konflikten als auch von Spannungen gekennzeichnet war. Der Band liefert wichtige Einblicke in jüdisches Leben in der Zwischenkriegszeit im ostmitteleuropäischen Raum und schließt somit gerade für den Standort Wilna eine Forschungslücke.

Ruth Leiserowitz, Warschau

### Allgemeine Rezensionen

### Nach Perioden, Ländern, Themen

CHRISTOPH SCHMIDT: *Pilger, Popen und Propheten. Eine Religionsgeschichte Osteuropas*. Paderborn: Schöningh, 2014. 293 S., 10 Abb. = ISBN: 978-3-506-77265-7.

Christoph Schmidt's book opens and closes with reflections upon the resurgence of religion in most of the republics and territories that had been part of the atheistic Soviet empire as well as Poland after the collapse of the Warsaw Pact and disintegration of the Soviet Union. Noting the divergences in the levels of religiosity, with Poland emerging as the only country to have completely withstood atheism, Schmidt questions the old paradigm of secularization and seeks to present a history of the major religious communities between the Vistula and Volga Rivers from prehistoric times to the present, all in 293 pages. In order to cope with such a daunting task he presents ten brief hypotheses at the outset. The most important of these underscore the notions that religion can exist without churches and temples, that Eastern Europe has been and is far more religiously diverse than Western Europe, that inter-religious dialogues are key to understanding the rich religious traditions and reforms in the East, and that ultimately sacred images (including religious art, clothing, architecture, and other material objects) make religion tangible and comprehensible to believers.

Overall, Schmidt is critical of traditional scholarship's focus on institutional religion within individual faiths. In this respect he underestimates the growing historiography of lived religion (or what had earlier been called "popular religion") among the Orthodox, Old Believ-

ers, Uniates, and Muslims of early modern and modern Russia and Poland-Lithuania. Far more comfortable with the medieval and early modern periods, he neglects most of the sectarians who emerged from within Orthodoxy as well as the significant Protestant movements in the nineteenth century Russian Empire. Although Schmidt advocates understanding religion through its social and cultural history, he tends nevertheless to focus more on texts and religious intellectual and political history than images. He makes only generalizations about popular religious rituals.

These criticisms aside, Schmidt's greatest contribution involves chronicling the ways in which religious ideas migrated with movements of population over time and how different religions intersected and influenced each other. Thus, while the book has separate chapters in Part I devoted to shamanism, Christianity (Orthodox and Catholic), Islam, Judaism, and Buddhism, the author through an analysis of these factors provides re-readings of these religions as they evolved. In Part II he elaborates upon the various religions' greater intersection and impact in the post-Reformation period when religious and secular authorities were being questioned. Schmidt looks at specific case studies of Anabaptists and Antitrinitarians in Poland and Lithuania, the Uniate Church in Ukraine, and in a single (overly descriptive and somewhat disjointed) chapter – Old Belief and Hasidism – before moving on to the effects of first rationalist thought and then Soviet atheism. Thus the "pilgrims" in the book's title refer not to believers who traveled to holy sites to communicate

with the divine but rather to religious communities, which were either nomadic and shamanistic in nature or driven from their homelands in the West because of religious persecution. The plague pogroms of 1349/50 along the Rhine produced the first wave of religious refugees – Jews – to Poland-Lithuania. In fact, as Schmidt effectively demonstrates, the borderlands of Eastern Europe between East and West became a zone of religious toleration and religious radicalism in the early modern period until the Counter-Reformation clamped down on non-Catholic Christian confessions.

Beginning with a deconstruction of Stone Age cave paintings in the Dordogne, Schmidt argues that shamanism influenced later monotheistic religions of Judaism, Christianity, and Islam, as well as offshoots of these religions with its veneration of holy places, springs, mountains, and trees as well as what Schmidt terms “the almost obligatory sky travel”. (p. 35) The shamans’ trances and dancing appeared among the much later Hasidim and Shakers, with the notable difference that dances were not confined to religious leaders but embraced entire communities. Similarly, experiences of religious ecstasy or mysticism took different forms in various religions, producing ascetics, hermits, and holy fools in Eastern Orthodoxy, dervishes among the Sufis, yogi among the Buddhist Kalmyks, and Jewish practitioners of the Kabbalah, including the Hasidim.

Schmidt’s re-reading of Kievan Rus’s Christianization stresses the relative strength of the state’s pagan religion and the fact that in choosing a monotheistic religion the rulers seriously considered the Roman Church, Judaism, and Islam before settling on Eastern Orthodoxy. The ultimate choice of Eastern Orthodoxy, in his opinion, set a course in which icons and ritual prevailed over scripture and dogma. Schmidt goes so far as to argue that in rejecting learning and debate in favor of the magical rites of Or-

thodoxy, the elites of Rus’ created the conditions for “an unparalleled spirituality”. (p. 52)

Provocative generalizations such as the one above occur throughout the book, sometimes with inadequate empirical evidence or context. Schmidt’s stress on Roman Catholicism’s embrace of literacy, for example, unfortunately privileges the intellectualism of religious elites at the expense of everyday Catholic practices such as the veneration of relics and the use of holy water and amulets, which like their Orthodox counterparts were imbued with magic and became the targets of Protestant criticisms in the early modern period and later. Similarly, Schmidt’s characterization of the 1595 Union of Brest, which created the Uniate Church – Orthodox in ritual, prayers, and liturgies and Slavonic in language in exchange for recognition of the pope’s authority – as mainly a Jesuit project diminishes the reformist impulses of Ruthenian Orthodox bishops that led to the union with Rome. On another note, while Schmidt is correct in arguing that Eastern Europe in the pre-Enlightenment period did not experience the Western Christian practices of intolerance such as the Crusades, pogroms connected to the Black Death, and the Inquisition, his insistence that Eastern Europe did not have witch hunts requires some nuancing. The witch-craze may have been less intense on the eastern peripheries of Europe, but fear of malevolent magic and witchcraft persecution were nonetheless very much a part of seventeenth and eighteenth century life in Poland, Ukraine, and Russia in spite of the different ways that these cultures defined witchcraft. Finally, Schmidt’s somewhat disjointed analysis of secularization in the twentieth century would have profited from a discussion of the ways in which believers made adaptations to the atheistic state while finding alternative and often creative ways of practicing their religions.

*Christine D. Worobec, DeKalb/ Illinois*

PAUL DUKES: *A History of the Urals. Russia’s Crucible from Early Empire to the Post-Soviet Era.* London [usw.]: Bloomsbury, 2015. 272 S., 22 Abb. ISBN: 978-1-47257379-7.

The author of the book, Paul Dukes, is Professor Emeritus at the University of Aberdeen. In the short description available at the publisher’s website, *A History of the Urals* is introduced as

“the first English-language book to explore the subject fully”. However, the pioneering character is surely not the only merit of Dukes’ research. While relying upon different works on the subject (including those published by local Ural researchers), Dukes is following his own line and creates an original picture, putting the history of Urals into the broader context of Russian history. The very title of the book has twofold associations: “crucible” refers to the processes of cultural integration, which is typical for a “crossroad of continents”, and simultaneously reminds the reader of the metallurgical industry, the basis of military and economic power.

Thus, the book is an attempt of a complex narration of a huge region within a chronology of more than 500 years. Therefore, the author had to choose from the number of important themes and personages to support the explanatory strategies all through the books. Dukes starts the history of Urals from the 16th century, with the fall of Kazan in 1552, the expansion of the Stroganovs and Yermak’s campaign of 1581–1585. The pre-Russian history of the region is given briefly in the introduction, alongside with the history of early Viatka and Novgorod’s expansion to the Northern Urals in the 14th and 15th centuries (pp. 5–7). For Dukes, the history of the “Russia’s Crucible” begins not merely with the Russian colonization, but with the inclusion of the region into the sphere of Russian Imperial policy – indeed, the first chapter of the book is entitled *The Arrival of the Russian Empire*. Subsequently, Dukes build the narrative around the milestones of Russian/Soviet Imperial history. The Petrine Reforms, the Great Reforms of the 1860s, the Soviet industrialization and the Great Patriotic War – all these major landmarks are making the framework of the book. However, Dukes do not search for the ruptures or breaks, preferring smooth narration of the long chronological spans. Through all the chapters of the books, Dukes strives to follow a uniform narration pattern, starting with the introduction of Imperial politics of the era, then characterizing the administrative status of the region, and finally proceeding to the economic, social and cultural analysis of local processes.

In chapter 2, *Tsarists Modernization, 1725–1825*, Dukes proceeds with the history of early industrial colonization of Urals: the age of the Demidovs, the mining administration, and, of course, the Pugachev uprising. A peculiar emphasis is made upon the Urals’ participation in the Napoleonic wars and the age of Alexander I. Chapter 3, *Reaction and Reform, 1825–1894*, deals with the era of the Great Reforms of the 1860s and their impact upon Urals, though Dukes is not stressing the crisis phenomena in the regional economy, focusing instead on developmental benefits which were provided by the turn in the governmental policy (including the arrival of railroad) and the spread of the printing press across the region. Dukes does not focus upon the events of 1917 as well, contextualizing the revolution within the broader historical period from 1894 till 1921, as is evident in Chapter 4, *From Tsarist to Soviet Russia*. Here, two revolutions and the Civil War are in the spotlight. Chapters 5 and 6 are devoted to the history of Soviet modernization before and after the Great Patriotic War – with the emphasis on industrialization, repressions, and the Soviet nuclear project. The concluding Chapter 7 deals with the history of late USSR and its collapse. In conclusion, Dukes points out that the regional center of gravity moved to the oil and gas provinces of Northern Siberia, and ends his book with the description of Khanty-Mansiisk and Salekhard as emerging cities which replaced the old metallurgic and machine-building giants of the Middle and Southern Urals.

A major challenge for any author writing about the history of Urals is the problem of coherency in the narration that covers the colossal territory. What does the author understand while talking of “Urals”? In the very first pages of *Russia’s Crucible*, the Urals is introduced as the zone of “mining-industrial culture” (p. 1). Yet its borders remain unclear: Urals is a “historical entity”, a “centre for the metallurgical industry from the eighteenth century onwards, as a crucible of the Russian Empire and Soviet Union, before the search for oil and gas shifted the focus of attention to the north” (p. 4). A worthy notion! Dukes promptly demonstrates the differences between the present-day administrative

(Ural Federal District) and economic (so-called Ural Economic Region) mapping. The maps, which are included into the book, are showing the administrative delineation of the Urals in three different historical periods (late Tsarist to post-Soviet), with Viatka being excluded after 1917 and Western Siberia added after 1991.

Such a broad understanding surely has its strengths, but in general it remains a serious problem. The story shifts from “mining-industrial” culture to the generic Siberian references, which were characteristic for Russian literature of the 18th – 19th centuries. In fact, beyond the broad understanding of Urals, Dukes mostly adheres to the Ekaterinburg-centered analysis. For example, speaking of the 18th century history of Urals, Dukes makes the following notions: “While Ekaterinburg became significant as the capital of the region, the foundation of Orenburg and Chelyabinsk as well as the expansion of Irbit and Kungur also contributed to its consolidation” (p. 31). This territorial preference allows the author to structure his narration. On the other hand, however, such focus leads to

paying less attention to the other parts of the region. It might be too bold to call 18th century Ekaterinburg the ‘capital’ of the *whole* region! Probably, the comparative analysis of the history of *several* leading cities of the Urals would be more appropriate here.

But this is a thing to come, since the history of the Urals inevitably demands further specification along the lines drawn by Paul Dukes: the history of an industrial region that stretches along the ridge from Ivdel to Orsk; the history of the Ural Cossacks; the histories of Bashkortostan, Udmurtia, the multi-national Perm Region, and further on, down to the histories of particular cities. However, any of these prospective works – which, again, are yet to be written – would definitely reference the fundamental research made by Paul Dukes, drawing inspiration from this work. And for now, I can only recommend to everyone interested in Russian history to include *Russia's Crucible* into the list of must-read books without delay.

*Konstantin D. Bugrov, Ekaterinburg*

JERONIM PEROVIĆ: Der Nordkaukasus unter russischer Herrschaft. Geschichte einer Vielvölkerregion zwischen Rebellion und Anpassung. Köln, Weimar, Wien: Böhlau, 2015. 544 S., 31 Abb., 13 Ktn. = Beiträge zur Geschichte Osteuropas, 49. ISBN: 978-3-412-22482-0.

Flüchtig betrachtet, erscheint die Geschichte des Nordkaukasus, besonders aber jene der Tschetschenen, im Verbund des russischen Machtbereichs als endlose Kette wechselseitiger Gewalt zwischen Zentralstaat und renitenten Berglern. Dieses rückwärtsgewandte Narrativ eines „dreihundertjährigen Kampfes“ möchte die anzudeutende Zürcher Habilitationsschrift durchbrechen, indem sie auch die Abschnitte relativer Ruhe untersucht und danach fragt, mit welchen Strategien Zarenreich und Sowjetstaat ihren Herrschaftsanspruch durchsetzten, wie die Beherrschten dies begriffen und darauf reagierten und welche Loyalitäten und Identitäten sich in diesem Spannungsfeld ausbildeten.

Zwar ist dieser Ansatz nicht ganz so neu, wie

Autor Perović suggeriert. Auch sein Verdikt, die westliche Forschung habe es bisher versäumt, spezifisch kaukasische Formen von Widerstand bzw. innergesellschaftliche Verwerfungen als Auslöser der Konflikte zu untersuchen, ist so kaum haltbar.

Stärken der dennoch bemerkenswerten Studie sind ihre gut verständliche Sprache und der klare Aufbau. Nach der Einleitung, welche neben eigenen Zielen Problemfelder und Schwachpunkte der bisherigen Forschung umreißt und Überlegungen zum Wesen von zarischem und sowjetischem Herrschaftsverständnis anstellt, wird die frühe Beziehungsgeschichte Russlands und der nordkaukasischen Völker vom 18. Jahrhundert über den Großen Kaukasischen Krieg bis zur Niederlage des legendären Imam Šamil 1859 referiert. Am anderen Ende der Schrift schlägt ein kurzer Ausblick den Bogen zur Gegenwart, das Schlusswort bündelt die gewonnenen Einsichten. Im Zentrum der Untersuchung steht indes die Epoche vom Abschluss der Eroberung durch das Zarenreich um



1860 über Revolution und Bürgerkrieg, zu dessen Hauptschauplätzen Nordkaukasien zählte, sowie die frühe Sowjetzeit bis zu den Deportationen der Tschetschenen und anderer lokaler Völker unter Stalin 1943/44. Perović verknüpft dabei die chronologischen Abläufe der oft komplexen Ereignisgeschichte geschickt mit thematischen Schwerpunkten wie zarischer Segregationspolitik, sowjetzeitlicher Totalkollektivierung oder dem steten Gegensatz von Stadt und Land. Die hier wirksamen Prozesse sollen zudem durch das Nachzeichnen typischer Einzelschicksale erfahrbar gemacht werden. Nun waren die Überläufer Kundukov und Avtorchanov (um 1865 bzw. 1920–1940), der Räuberhauptmann Zelimchan (um 1900) oder der Möchtegern-Widerstandsführer Israilov (1940 und folgende; die benutzte Hauptquelle, seine „Memoiren“, liegen übrigens nur in Auszügen des NKVD vor) gewiss farbige Zeitgenossen, an denen sich Schlüsselereignisse gut illustrieren lassen, und Perović weiß dieses Potential virtuos zu nutzen. Die angestrebte „Perspektive von unten“ wird dennoch verfehlt, weil die Fallstudien eben nicht die durchschnittliche Bevölkerung repräsentieren, über deren Befindlichkeiten man manchmal gern mehr erfahren hätte: Wie etwa bewältigte die Masse der *gory* („Bergler“) den Sprung in die Moderne, die sich ab der späten Zarenzeit mit Telegrafmasten und Papiergeld, bald auch per Ölindustrie oder gar mit dem bei Muslimen zunächst umstrittenen Rübenzucker ins Gebirge drängte? Perović schildert zwar anschaulich das Schulwesen, wo bis zur Revolution wenigen staatlich-modernen eine Vielzahl traditionell-muslimischer Bildungseinrichtungen gegenüberstand. Welche Wandlungen das muslimische Milieu aber durch die Rezeption auswärtiger Neuerungen oder interner Reformströmungen wie des (im Russländischen Reich entstandenen) *Dschadidismus* erfuhr, dessen Gedankengut z. B. durch eine äußerst populäre Zeitung aus Dagestan in ganz Kaukasien Verbreitung fand, – derlei wird leider nicht thematisiert. Die Einheimischen erscheinen infolgedessen recht undifferenziert als traditionsverhaftete Masse mit einer schmalen modern gebildeten Elite, wobei Entstehung und soziale Verankerung der letzteren vage bleiben. Gerade weil es Perović anderer-

seits vorzüglich gelingt, Diskurse, Entwicklung und Brüche der zarischen und sowjetischen Herrschaftspraxis sichtbar zu machen, bleibt hier ein störendes Ungleichgewicht.

Solche Kritik mag angesichts des unbestrittenen Faktenreichtums und der Stringenz der Schrift ungerecht sein. Besonders was Bürgerkrieg und Sowjetzeit angeht, vermittelt die Studie eine stimmige Deutung der Ereignisse und räumt mit vielen bis heute verbreiteten Mythen oder bewussten Fälschungen auf, die letztlich in der Propaganda des Sowjetstaates oder westlicher kalter Krieger fußen.

Sehr anschaulich werden daneben die Unterschiede zwischen zarischem und sowjetischem Regiment herausgeschält: Gelangte man vor 1917 nie über die Experimentalphase hinaus und begnügte sich mit passivem Stillhalten der Untertanen als Loyalitätsbeweis, so beanspruchten die Bolschewiki bedingungslose Teilnahme an ihrem Projekt einer sozialistischen Gesellschaft, womit man viele überforderte und in die Verweigerung trieb. Beiden Systemen glückte es allerdings nie, ihren Machtanspruch völlig durchzusetzen; nur Zugeständnisse und Kompromisse ermöglichten einen fragilen Burgfrieden zwischen Staat und Bevölkerung. Den Entschluss zur Deportation sämtlicher Tschetschenen und anderer Ethnien 1943/44 wertet Perović folgerichtig als Reaktion eines im Grunde schwachen Staates, der in der Art einer Jetzt-oder-nie-Entscheidung zum äußersten Mittel greift, um sein Machtmonopol zu retten. Unerklärt bleibt freilich das Auswahlprinzip: Weshalb traf es jene Völker, während andere wie die ebenfalls widerspenstigen Bergdagestaner davonkamen? Mehr zwischen den Zeilen lässt sich aus der Darstellung schließen, dass letztlich die stereotypenbeladene Wahrnehmung der Moskauer Zentrale diktierte, welche Ethnien als generell unzuverlässig galten und deshalb deportiert wurden.

Zu glatt gerät m. E. auch Perovićs Prämisse, dass man die aktuellen Konflikte nicht einfach als Fortschreibung der Vergangenheit sehen dürfe. Selbst wenn Gesellschaft und Identitäten der Nordkaukasier seit 1800 grundlegende Wandlungen durchlaufen haben, weshalb Historie oft mehr Vehikel denn Ursache ist, sehen sich doch

viele bis heute innerhalb entsprechender Traditionslinien. Der 2006 getötete Terrorist Šamil Basaev war gewiss kein Wiedergänger seines Namensvetters Imam Šamil, aber trotzdem bleibt unstrittig, dass Separatismus, Nationalismus oder Islamismus im Nordkaukasus mit Entwicklungen (bzw. ihrer Unterdrückung!) zusammenhängen, deren Anfänge im Zarenreich oder in der Sowjetära liegen.

Insgesamt bestätigt die Monographie manches, was sich in Detailstudien oder allgemeinen Überblickswerken der jüngsten Zeit bereits abzeichnete, viele ihrer Ergebnisse gehen jedoch deutlich über den bisherigen Forschungsstand

hinaus. Nennen könnte man u. v. a. die Neubewertung der politischen Rolle des Scheichs Ali Mitaev (1891–1925) in Bürgerkrieg und frühem Sowjetstaat oder den kabardinischen Baksan-Aufstand (1928) als Vorspiel zur Tragödie der Deportationen. Ihrem Anspruch, das Wechselspiel von Herrschaft, Anpassung und Widerstand zu beleuchten, wird die Schrift jedenfalls vollauf gerecht und kann – unbeschden der genannten Vorbehalte – als Standardwerk zur Geschichte des Nordkaukasus empfohlen werden, wozu auch die sorgfältige Bebilderung und reichhaltiges Kartenmaterial beitragen.

*Clemens P. Sidoroko, Schopfheim*

BURKHARD WÖLLER: „Europa“ als historisches Argument. Nationsbildungsstrategien polnischer und ukrainischer Historiker im habsburgischen Galizien. Bochum: Winkler, 2014. 478 S. = Herausforderungen, 22. ISBN: 978-3-89911-233-7.

Galizien gehörte im Verband der Habsburgermonarchie zu jenen Kronländern, derer sich die österreichischen Deutschnationalen gegen Ende des 19. Jahrhunderts nur allzu gerne entledigt hätten (vgl. HELMUT RUMPLER: Eine Chance für Mitteleuropa. Wien 1997, S. 490), zumal die „auf Armut spezialisierte“ (oder reduzierte) Provinz (vgl. ERIK REINERT: How Rich Countries Got Rich and Why Poor Countries Stay Poor. New-York 2008, S. 449) in der Außenwahrnehmung auf weiten Strecken negativ konnotiert war. Seit einem Jahrzehnt versucht das an der Universität Wien beheimatete Doktoratskolleg „Galizien“ mit Erfolg, die vielfältigen Forschungsdesiderata zu diesem Kronland, dem größten Cisleithaniens, nicht nur aufzuzeigen, sondern sie auch aus unterschiedlichsten Perspektiven systematisch zu bearbeiten und auszu-leuchten. Das Ergebnis der gemeinsamen Anstrengungen lässt sich herzeigen (vgl. <https://dk-galizien.univie.ac.at/>; 18.08.2016)! Dabei liegt ein zentraler Aspekt des Kollegs in der über Jahre hin interdisziplinär ausgerichteten Zusammenarbeit von Stipendiaten und Lehrenden. Nur dadurch ist es auf weiten Strecken gelungen, dem Facettenreichtum dieses komplexen Raumes entsprechend gerecht zu werden.

Auch die vorliegende, ebenfalls aus einer Dissertation (2014) am Kolleg entstandene Publikation vertieft sich in ein bislang wenig bis kaum beachtetes Feld historischer Forschung. Aus einer kulturwissenschaftlichen Position heraus schreibt der Autor „Europa“ als einem Sehnsuchts- und Zugehörigkeitsraum eine oftmals unterschätzte Bedeutung für Nationsbildungsprozesse zu. Galizien wie seine Gesellschaft – und mit dieser vorausgeschickten These eröffnet Wöller eine weitere Betrachtungsebene – gerieten zudem, als ein von Wien mit den polnischen Teilungen künstlich hergestellter Raum, selbst zum unmittelbaren Gegenstand mehrerer (nicht unbedingt deckungsgleicher) um Europa kreisender Diskurse (S. 14). Dementsprechend baut der Autor seine zentrale Fragestellung auch um die beiden den Europa-Diskurs in entscheidender Weise und hauptsächlich prägenden Gruppen des Kronlandes, nämlich die polnischen und ruthenischen Historiker an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert, auf. Viele dieser Historiker haben zwar zunächst ihre Wurzeln an den (österreichisch) galizischen Bildungseinrichtungen, setzen ihre fachlichen Tätigkeiten nach 1918 allerdings unter gänzlich veränderten politischen Bedingungen in Polen, für zumeist kurze Zeit auch in der Ukraine und v. a. im Exil fort.

Der Fokus des Autors liegt auf der Konstruktionsleistung dieser Europa-Vorstellung(en) durch die jeweilige Gruppe, ihre zu differenzierenden Instrumentalisierungsabsichten und na-

tionalen Ziele (S. 15). Das mental-map-Konzept, ein methodischer Ansatz, der ursprünglich von der Psychologie stammt und über die Geographie und den *spatial turn* nun schon vor einigen Jahren auch in den (deutschsprachigen) Geschichtswissenschaften angekommen ist, findet hier Anwendung. Über den gewählten analytischen Zug wird der Europa-Diskurs letztlich überhaupt erst sichtbar (S. 24). Wöller greift bei diesem ihm methodisch wichtigen Aspekt auf die ursprünglichen Arbeiten von Roger M. Downs und David Stea (1973/1977/1982) zurück. Neuere Arbeiten (Downs/Stea 2005) bzw. erweiternde Studien aus dem angelsächsischen Raum (DEREK GREGORY: *Geographical Imaginations*, 1988; DAVID HOOSON: *Geography and National Identity* 1994); div. Beiträge von Denis Cosgrove u.a.) finden keinen Eingang in die Überlegungen.

Aufbau und Bearbeitung des Gesamthemas sind konsistent aufeinander abgestimmt. So breitet Wöller im Anschluss an den einleitenden methodischen Abschnitt im zweiten Kapitel (*Auf dem Weg zu einer modernen Geschichtswissenschaft in Galizien*) die Genese der für den Diskurs maßgeblichen höheren Bildungsinstitutionen des Kronlandes aus. Aus diesen sind in der Folge mehrere Historikergenerationen erwachsen, die den Diskurs befeuerten und weiter trugen. Dazu gehörte etwa Michajlo Hruševs'kyj (1866–1934), der später zu den zentralen nationalen Historikerfiguren der Ukraine aufsteigen sollte. Der identitätsstiftende Impetus seiner Arbeiten sollte jedoch erst nach 1991 wirklich sichtbar werden. Hruševs'kyj war bis 1914 in Lemberg tätig und nach 1917 auch in der Rada in Kiew als Politiker aktiv. Von polnischer Seite wäre Ludwik Finkel (1858–1930) zu nennen. Er arbeitete bis zum Ende der Habsburgermonarchie am Lehrstuhl für Österreichische Geschichte der Universität Lemberg, zählte jedoch zugleich zu den Vertretern der polnischen Historikerschule. In den vier darauf folgenden zentralen Kapiteln der Arbeit diskutiert der Autor auf breiter Literaturlbasis die Diskursfelder (Kapitel 3: Fortschrittsnarrative; Kapitel 4: Zivilisierungsmissionen; Kapitel 5: Bollwerk-Mythen). Als teilweise überlappende Analyseebenen legt Wöller die Felder Wissenschaft, populäre Publi-

zistik und Erziehung bzw. Bildung fest. In dem abschließenden sechsten Kapitel (*„Europa“ in der Weltkriegspropaganda*) verdichten sich die zuvor behandelten Aspekte vor allem in ihrer durch den Krieg bedingten Radikalisierung. In der Hoffnung auf die Gründung von Nationalstaaten oder zumindest die Erlangung weitgehender Autonomien (innerhalb des Habsburgerreiches) brachen sich einerseits die Galizien bestimmenden Gegensätze zwischen Polen und Ruthenen endgültig Bahn. Andererseits schärfte sich die Konturen des Zugehörigkeitsbewusstseins zu Europa aus dem Negativen gegenüber der als ins „Barbarische“ abgleitenden Wahrnehmung von der Andersartigkeit Russlands.

Ein Aspekt, den der Rezensent ungeachtet der vorliegenden Leistung dennoch als zentral für die kontextuale Einbettung der von Wöller gewählten Fragestellung erachtet, erfährt hingegen kaum die nötige Aufmerksamkeit. In der europäischen Dimension dieses Diskurses bleibt die Habsburgermonarchie als organische Gesamtheit weitestgehend ausgeblendet oder findet als Akteur lediglich nebenbei Erwähnung. Es erscheint, als ob die hier behandelten Historiker allseits (noch während des Bestehens der Monarchie) bereits weit über Österreich hinausgedacht bzw. dieses in ihren Arbeiten als Kategorie gar nicht mehr als existent wahrgenommen hätten. Dem steht über die ganze zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts der durchaus erfolgreiche Versuch Wiens gegenüber – ganz im Sinne des Franzisco-Josephinischen Wahlspruches „*Viribus Unitis*“ – das übergeordnete, supranationale Gemeinsame in den Vordergrund zu stellen. Freilich steht die Bedeutung der galizischen „Autonomie“, die Rolle des sog. Polenklubs in den Wiener Regierungen für die dominante Stellung der „Polen“ und der katholischen Kirche im Kronland außer Frage; der in Konsequenz dazu bis 1914 stetig wachsende ruthenische Gegenpol wurzelt geradezu in dieser Struktur. Gleichwohl besaß die Habsburgermonarchie zumindest in der staatstragenden Ideologie eben auch eine europäische Dimension eigener Prägung. Der vielschichtige Komplex der habsburgischen Reichsidee (sei es jetzt über Österreich, Cisleithanien oder die Doppelmonarchie insgesamt) wird in der vorliegenden Studie nur am

Rande über die Frage dynastischer Legitimation (S. 130) oder die Loyalität gegenüber der Dynastie angesprochen (S. 377) und eigentlich nicht im größeren Kontext thematisiert. Stepan Rudnyc'kyj (1877–1937), Privatdozent für Geographie in Lemberg, studierte u. a. beim Geographen Albrecht Penck (1858–1945) in Wien. Hinter „den methodischen und theoretischen Grundlagen geografischer Raumanalysen“, die Rudnyc'kyj in Wien bei Penck erarbeitete (vgl. S. 99) steckte mit großer Wahrscheinlichkeit auch das von seinem Lehrer vertretene Mitteleuropakonzept habsburgischer (Wiener) Prägung, das sich in seiner Ausdehnung nach Süden und Osten grundlegend vom reichsdeutschen Konzept (u. a. von Joseph Partsch, 1851–1925) unterschied. Hier wäre nunmehr zu prüfen gewesen, inwieweit das von Wöller untersuchte Europa-Konzept davon abweicht oder damit deckungsgleich ist. Es bleibt anzunehmen, dass die vom Autor diskutierte ‚Europazität‘ letztlich doch Teil dieser Mitteleuropäischen habsburgischer Prägung war. Alle drei erwähnten Diskursfelder lassen sich zudem ohne weiteres eben auch auf die Perspektive Wiens herunterbrechen. Die *mission civilisatrice* im Osten (und Südosten!) des Reiches gehörte gerade aus Sicht Wiens zu den existentiellen Angelpunkten des eigenen staatlichen Selbstverständnisses. Damit wäre dann die Frage österreichischer Staatlichkeit an sich tangiert. Ist etwa die Ideologie habsburgischer Gesamtstaatlichkeit (zumindest auf Cisleithanien bezogen, wozu Galizien zu rechnen wäre) auch in der Diskussion nicht-(mehr)-deutschsprachiger Universitäten wie Lemberg oder Krakau präsent (bzw. gehörte das ausschließlich zu den ‚refugialen‘ Besonderheiten deutschsprachiger Universitäten der Monarchie, wie etwa im benachbarten Czernowitz)? Die Polonisierung galizischer Universitäten bedingte die Einrichtung von Lehrstühlen für polnische Geschichte. Inwieweit standen beispielsweise diese in einem ideologischen Gegensatz zu den Lehrstühlen für Österreichische Geschichte? Das alles findet in dieser Form bei Wöller keine entsprechende Berücksichtigung, weder aus der polnischen noch aus der ruthenischen Perspektive. Das spezifisch „Habsburgische“, wie es die Studie im Untertitel führt, bleibt fragmentarisch

und wäre doch für den weiter gefassten Kontext miteinzubeziehen gewesen. Europa als Idee und Konzept wird – und das zeigt sich zu Beginn der Arbeit – offensichtlich zu stark vom Ende her, von der Gegenwart aus gedacht (S. 11), durch dieses Raster fallen ältere Nuancen leicht hindurch. Besonders gelungen erscheint hingegen die synthetisch verlaufende Darstellung der jeweils als konstitutiv für die eigene Identität geltenden historischen Ereignisse wie der Befreiung Wiens 1683 (vgl. Kapitel 5.7) und der von den Historikern dabei formulierte Anspruch auf die Deutungshoheit. Hier zeigten sich klar die nationalen Gegensätze in der Wahl der Interpretationsperspektive zwischen deutschen, polnischen und ruthenischen Historikern.

Die eingebrachte Facette einer in der Summe zu wenig präsenten habsburgischen Gesamtperspektive ist als Anregung für ein Weiterdenken zu verstehen. Der unbestreitbare Mehrwert dieser Studie liegt indes in der fachlich hervorragenden Syntheseleistung des Autors, dem es gelungen ist, den (galizisch) polnischen wie ukrainisch/ruthenischen Europadiskurs der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert im Vergleich zusammenzuführen; ihn durch eine minutiöse, detailreiche Analyse der dazu vorhandenen zeitgenössischen Literatur offenzulegen und in seiner Vielschichtigkeit zu bewältigen. Dieser Umstand wird allein schon durch das über 70 Seiten umfassende reichhaltige Literaturverzeichnis dokumentiert. In den vor 1914 zeitweise parallel zueinander verlaufenden polnischen und ruthenischen Historikerdiskursen an den galizischen Universitäten lässt sich deutlich eine sich intensivierende „Funktionalisierung von Europa“ (S. 375) für das jeweils eigene Ziel größerer Autonomie oder staatlicher Unabhängigkeit erkennen. So reichten diese Diskurse bereits zeitgenössisch weit über die Grenzen des Kronlandes hinaus und wirkten in der Folge nach 1918 vielfach bestimmend für das neuerstandene Polen. Die Ukraine bzw. ihre Historiker hatten dafür im Bestand der Sowjetunion vergleichsweise nur wenig Zeit und politischen Raum zur Verfügung. Sie und ihre universitären Institutionen beteiligten sich als Organe eines unabhängigen Staates an dieser Diskussion erst wieder nach 1991.

Kurt Scharr, Innsbruck

Iz istorii rossijsko-gruzinskich otnošenij. K 230-letiju zaključenija Georgievskogo traktata. Sbornik dokumentov. Otv. red. A. N. Artizov. Sost. I. V. Zajcev, I. V. Karpeev / I. V. Popova / M. R. Ryženkov / S. A. Charitonov. Moskva: Drevlechranišče, 2014. 766 S., Abb., 1 Kte. ISBN: 978-5-93646-231-3.

Im Frühling 2015 erschien im Moskauer Archivverlag dieser aufwändig und edel ausgestattete Dokumentenband, den Archivare dreier Moskauer Staatsarchive (Rossijskij Gosudarstvennyj Voenno-istoričeskij Archiv, Rossijskij Gosudarstvennyj Archiv drevnich aktov und Archiv Vnešnej politiki Rossijskoj Imperii) und die Handschriftenabteilung des Instituts für Geschichte, Archäologie und Ethnographie des Wissenschaftszentrums Daghestans in mühevoller Sorgfalt erstellt haben. Über den im Untertitel genannten Vertrag von Georgievsk 1783 hinaus ist das Werk der langen Vorgeschichte der russischen Annexion des ostgeorgischen Königreichs Kartlien-Kachetien im Jahre 1801 gewidmet, wenn auch die Quellentexte selbst (S. 92–609) nur vom Zeitraum 1769 bis 1796 datieren. Der Band ist nicht nur äußerlich ansprechend gestaltet, sondern auch gut strukturiert. Zunächst greift eine historische Übersicht zu den russisch-georgischen Beziehungen (S. 3–56) bis ins 16. Jahrhundert zurück. Sie betont das gemeinsame Christentum als wichtige verbindende Klammer. Hier wird auch die im 18. Jahrhundert ständige Doppelbedrohung Georgiens durch die muslimischen Großreiche Persien und Osmanisches Reich auf der einen Seite und die – teilweise mit diesen verbündeten – muslimischen Bergvölker im Osten des Großen Kaukasus auf der anderen angesprochen. Diese verübten regelmäßige Raubüberfälle auf die nichtnomadische Bevölkerung vor allem Kartlien-Kachetiens. Im Innern stellten mehrere Thronprätendenten der regierenden Bagratiden-Dynastie Ansprüche auf die Nachfolge und erschwerten damit eine politische Stabilisierung des georgischen Territoriums, das sich zunehmend fragmentierte. Die Übersicht verweist bereits auf die später abgedruckten Dokumente. Ein kürzeres *Archäographisches Vorwort* und eine *Zusammenstel-*

*lende Analyse der georgischen und russischen Handschriftenkorpora* führen in den Gebrauch der Quellen ein. Diese sind mit einem textkritischen Apparat in den Fußnoten versehen und werden durch einen weiteren Anmerkungsapparat (S. 610–673) sowie Namen- und Ortsregister (S. 720–766) ergänzt. Als Inhaltsverzeichnis sind S. 720–766 alle Dokumente chronologisch noch einmal kurz beschrieben. Ein Gesamtinhaltsverzeichnis über alle diese Teile fehlt. Weiterhin sind in der Buchmitte Porträts wichtiger Akteure (Katharina II., Erekle II., Teimuraz II. und Fürst Potemkin) und die im RG VIA erhaltene russische Fassung des Vertrags (die georgische Fassung befindet sich in Tbilisi) fotomechanisch abgebildet. Im hinteren Buchdeckel ist eine Kaukasuskarte eingefaltet, die den Zustand in der späten Katharinenzeit zeigt. Auch ein Glossar, Quellen- und Literaturverzeichnis fehlen nicht.

Aus der historischen Übersicht von V. V. Trepalov und L. S. Gatagova geht hervor, wie aus dem – im Laufe des 18. Jahrhunderts immer wieder geäußerten – Schutzbedürfnis, das sich im georgischen Wunsch nach einem Protektorat (*pokrovitel'stvo*) durch das Zarenreich artikulierte und im Georgievsk-Vertrag von 1783 schließlich manifestierte, im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts beiderseits der Entschluss zur Annexion (*poddanstvo*, also Untertanenschaft) erwuchs. Zunächst umfasste diese das ostgeorgische Königreich, in den folgenden Jahren dann weitere Teile des historischen Georgiens und andere Gebiete Transkaukasiens. Diese Entwicklung ist nach Auffassung der Verfasser durch die beständigen Thronwirren unter den zahlreichen Bagratiden-Prinzen und ihre politisch motivierten Allianzen mit Persien oder dem Osmanischen Reich wesentlich mit befördert worden.

Auch wenn ähnliche, freilich nicht so großzügig ausgestattete Quellensammlungen zur langen Geschichte des russischen Ausgreifens über den Großen Kaukasus schon früher erschienen sind, so ist doch diese Publikation, die zu einem eher ungewöhnlichen Zeitpunkt einem Jubiläum der politischen Geschichte gewidmet ist, für die Forschung zu begrüßen.

Reinhard Nachtigal, Freiburg i. Br.

ANGELIKA BENZ: Handlanger der SS. Die Rolle der Trawniki-Männer im Holocaust. Berlin: Metropol, 2015. 309 S., 14 Abb. ISBN: 978-3-86331-203-9.

Angelika Benz möchte in ihrer Dissertation der Geschichte der „Trawniki-Männer“ in den Jahren des nationalsozialistischen Judenmords auf den Grund gehen. Es geht also um die Handlungen jener 4000 bis 5000 Personen, welche die SS anfangs unter deutschen Kriegsgefangenen der Roten Armee auswählte oder – später – in der besetzten Ukraine rekrutierte. Sie wurden seit September 1941 dem „SS-Ausbildungslager Trawniki“ bei Lublin zugeführt und dort dazu angelehrt, als Hilfspersonal bei Mordaktionen der SS zu dienen. Die Nationalsozialisten hatten ihren „fremdvölkischen“ Hilfstruppen eine Rolle als Handlanger bei weitreichenden Plänen für die totale Umgestaltung des eroberten Raums zugeordnet. Diese beteiligten sich im Rahmen der „Aktion Reinhardt“ als Helfer des SS-Personals in den Vernichtungslagern Belzec, Sobibór und Treblinka sowie an der Vernichtung und Ausplünderung der jüdischen Stadtviertel und an der Deportation und Ermordung der Gettoinsassen. Einem Kampfeinsatz am nächsten kamen sie noch bei der sog. Partisanenbekämpfung.

Die Lebens- und Arbeitsbedingungen dieser Tätergruppe sind von der Forschung bislang wenig beachtet worden. Dies liegt zum einen daran, dass die SS in großem Umfang Akten vernichtete. Zum anderen ist ein beachtlicher Teil des Materials, das in der Sowjetunion gesammelt wurde, bis heute – in russischen Archiven verwahrt – nicht zugänglich. Selbst Kopien, die dem Office of Special Investigations in Washington übergeben wurden, durfte die Autorin nicht vollständig nutzen.

Außer den Restbeständen zeitgenössischer Dokumente verwendete die Verfasserin Materialien, die nach dem Zweiten Weltkrieg entstanden sind: Vernehmungprotokolle im Rahmen von Ermittlungen und Mitschriften von Gerichtsverhandlungen, in denen sich „Trawniki-Männer“ verantworten mussten, außerdem Äußerungen von SS-Angehörigen und von jüdischen Opfern über diese Gruppe. Im Ergebnis entsteht ein

differenziertes Bild der in Trawniki Ausgebildeten zwischen „Überlebenshoffnung und Judenfeindschaft“ (S. 59), das in mancher Hinsicht den bisherigen Anschauungen widerspricht: Sie stammten aus unterschiedlichen Ländern und Regionen, hatten verschiedene Muttersprachen, auch war ihre Haltung gegenüber den deutschen Auftraggebern keineswegs einheitlich, ihre Beweggründe, ihnen weiter zu folgen, variierten; nur ein Teil fühlte sich ihnen zu Loyalität verpflichtet. Nicht wenige bemühten sich, ihrem Dienst durch Flucht zu entkommen. Die Verfasserin schildert die Funktion der meist sehr jungen, häufig orientierungslosen „Trawniki-Männer“ bei der „Aktion Reinhardt“. Hier nahmen sie eine Position zwischen ihren deutschen Befehlsgewerbern und Vorgesetzten und den jüdischen Opfern ein; „mindestens formell“ befanden sie sich auf der „Seite der Täter“ (S. 12).

Dankenswerterweise blickt Benz aber auf den Alltag und das Milieu, in dem sie ihr Handwerk verrichteten und Handlungsspielräume nutzten, seitdem die ersten Vorbereitungen für die „Aktion Reinhardt“ getroffen wurden: auf die alles überlagernde Gewalt, den Zwang von Befehl und Gehorsam, auf Sadismus, Brutalität und – seltener – Empathie. Letztere mochte zum Widerstand führen, zum Wunsch, die Pläne der Nationalsozialisten zu konterkarieren, zu wachsender Fluchtbereitschaft. Bei den jüdischen Aufständen in den Vernichtungslagern Sobibór und Treblinka schlossen sich einige „Trawniki-Männer“ den fliehenden Juden an, während „der Großteil [...] auf deutscher Seite kämpfte“ (S. 246). Entsprechend wuchs gegen Ende der deutschen Herrschaft das Misstrauen der ‚Herren‘ gegenüber ihren Hilfwilligen.

Einer der in Trawniki ausgebildeten Hilfwilligen war der Ukrainer Ivan Demjanjuk (1920–2012), der zuletzt in München vor Gericht stand, weil er im Vernichtungslager Sobibór tätig war. Mit ihm vor allem befasst sich das letzte Kapitel über die unzulängliche bundesdeutsche *Strafverfolgung nach 1945*; die Ausführungen über Prozesse in den USA und in der Sowjetunion bleiben fragmentarisch. Quellen sowie Beiträge der Forschungs- und Erinnerungsliteratur, die nur in den Herkunfts-

sprachen der „Trawniki-Männer“ vorliegen, werden in der Regel nicht berücksichtigt.

Die Studie von Angelika Benz ist die erste zu einem ethisch und juristisch schwer zu fassenden Sachverhalt. Sie steht in einer Reihe mit anderen Monografien über Kollaboration, (Mit-)Täterschaft und Schuld in Osteuropa unter der Herrschaft der Nationalsozialisten – und die Su-

che nach einer fairen strafrechtlichen Ahndung in den Jahren danach. Sie macht dabei nicht zu letzt deutlich, wie die SS es vermochte, Einheimische der eroberten Gebiete zu ihren Werkzeugen zu degradieren. Damit leistet sie auch einen wichtigen Beitrag zur Geschichte von Genozid und Gewalt im 20. Jahrhundert.

*Klaus-Peter Friedrich, Marburg/Lahn*

EMILY B. BARAN: Dissent on the Margins. How Soviet Jehovah's Witnesses Defied Communism and Lived to Preach About It. New York: Oxford University Press, 2014. XVI, 382 S., 2 Ktn. ISBN: 978-0-19-994553-5.

Unter den religiösen Gemeinschaften, gegen welche die sowjetischen Behörden vorgingen, gehörten die Zeugen Jehovas (russ. *egoristy*) zu den hartnäckigsten und konsequentesten. Wie Emily B. Baran in ihrer gründlichen Untersuchung zeigt, waren sie wegen ihres amerikanischen Ursprungs, ihres Untergrund-Netzwerkes, ihres konsequenten Endzeitglaubens und ihrer grundsätzlichen Ablehnung des Sowjetstaates besonders exponiert. Ihre Weigerung, Militärdienst zu leisten, an Abstimmungen teilzunehmen, sich der Kollektivierung der Landwirtschaft zu unterziehen, sich an offiziellen staatlichen Veranstaltungen zu beteiligen, ihre Kinder in die sowjetischen Jugendorganisationen zu schicken, veranlassten die sowjetischen Behörden zu massiven Eingriffen und Verfolgungsmaßnahmen. Die Zeugen Jehovas waren eine der komplexesten und am besten organisierten Untergrundorganisationen in der Sowjetunion. Für die Sowjetbehörden waren sie die reaktionärste, hartnäckigste und gefährlichste religiöse Gruppierung. Trotz aller repressiven Maßnahmen gelang es den Zeugen Jehovas in oft sehr beeindruckender Weise, Zusammenkünfte zu organisieren, Gottesdienste zu feiern, durch ihre von Haus-zu-Haus-Mission neue Mitglieder zu gewinnen, Bibeln und Zeitschriften (vor allem den *Wachturm*) in Geheimdruckereien zu drucken, die Verbindung mit der Zentrale in Brooklyn, New York, aufrechtzuerhalten und selbst unter den härtesten Bedingungen in Gefängnissen und im Archipel GULAG ihren religiösen

Überzeugungen treu zu bleiben und diese weiter zu verbreiten. Die Verfolgungen ertrugen sie mit beispielloser Ausdauer: Je heftiger sie wurden, desto intensiver wuchs ihre Überzeugung, das Reich Gottes, eingeleitet durch die endzeitliche Schlacht von Harmagedon (einzige Erwähnung in der Bibel in der Offenbarung des Johannes 16,16), stehe unmittelbar bevor.

Als Gründungsdatum der Zeugen Jehovas gilt das Jahr 1870, als Ch. T. Russell bei Pittsburgh, P.A., unabhängige Bibelkreise gründete. Die Bewegung wuchs rasch. Versuche ihrer Anhänger, in Russland und in der frühen Sowjetunion Fuß zu fassen, scheiterten vollständig, doch in Polen, Rumänien (Bessarabien), in der Tschechoslowakei (Karpato-Ukraine) und in den baltischen Staaten entstand in der Zwischenkriegszeit eine Reihe von Gemeinden; Łódź und L'viv waren Zentren. Die Karpato-Ukraine besaß in der ganzen Sowjetzeit die größte Konzentration an Zeugen Jehovas. Als durch den Hitler-Stalin-Pakt 1939 große Gebiete Ostmitteleuropas von der Sowjetunion annektiert wurden, gab es Zeugen Jehovas zum ersten Mal in größerer Zahl auf sowjetischem Boden. Ihre Botschaft, das Königreich Gottes bringe Gerechtigkeit und Frieden, stieß dort in der Kriegs- und Nachkriegszeit auf ein großes Echo, insbesondere in ländlichen, wenig gebildeten und gesellschaftlich marginalisierten Kreisen, welche dann die meisten Anhänger stellten. Es gelang ihnen, alternative Gesellschaftsformen mit einem ausgeprägten Zusammengehörigkeitsgefühl aufzubauen und sich dem Druck der Sowjetisierung zu entziehen. Die staatliche Gesellschaft sei von Satan verdorben; man dürfe mit ihr in keiner Weise zusammenarbeiten, sondern müsse sich von ihr grundlegend distanzieren und sich allein dem

Gesetz Gottes unterwerfen. Die massiven Verfolgungen (polizeiliche Überwachung, Hausdurchsuchungen, Verhaftungen, langjährige Gefängnis- und Lagerstrafen) bestärkten die Zeugen Jehovas nur in der Richtigkeit ihrer Überzeugungen und machten sie umso resistenter.

Die Verfasserin geht in ihrer Untersuchung chronologisch vor, möchte aber nicht einfach die äußeren Ereignisse nachzeichnen, sondern verstehen, welches die inneren Beweggründe der Zeugen Jehovas in der Sowjetunion und die Motive der sie verfolgenden Behörden waren. Im ersten Kapitel skizziert sie die Vorgeschichte bis 1939, im zweiten stellt sie das religiöse Leben der Gläubigen und die staatlichen Verfolgungen in der späteren Stalinzeit (1945–1953) dar. Obwohl Stalins Religionspolitik in diesen Jahren relativ tolerant war, erlitten die Zeugen Jehovas die strengsten Verfolgungen. Unter dem Motto *Divide et impera* wird in den folgenden Kapiteln der Kampf der Sowjetbehörden gegen die Religion analysiert. Während es den etablierten Kirchen und Religionsgemeinschaften einigermaßen gelang, durch Verhandlungen, Entgegenkommen und Kompromisse ihre Existenz legal zu sichern, hatten die Zeugen Jehovas weiterhin unter strengster Verfolgung zu leiden, da sich ihr Leben und Wirken stets durch Prinzipientreue und Kompromisslosigkeit auszeichnete und ihr Glaube keine Zugeständnisse zuließ. Die Zeugen Jehovas bildeten jeweils eine der größten Kategorien von politischen Gefangenen im Archipel GULAG. In der Mitte der achtziger Jahre des 20. Jahrhunderts setzte im Rahmen der Perestroika ein Legalisierungsprozess für Dissidenten ein; die Zeugen Jehovas blieben nicht zuletzt wegen ihrer konsequenten Militärdienstverweigerung unter Generalverdacht. Beim Zu-

sammenbruch der Sowjetunion Ende 1991 zählte die Bewegung rund 45.000 Mitglieder bei einer Gesamtbevölkerung von 290 Mio. Einwohnern. Die Darstellung von Emily Beran schließt mit einem Kapitel über die Zeit zwischen 1991 und 2010. In diesen Jahren konnten die Zeugen Jehovas von der allgemeinen Religionsfreiheit profitieren, in der Russländischen Föderation erfuhr sie jedoch durch das Religionsgesetz von 1997 wieder Einschränkungen; die Russische Orthodoxe Kirche betrachtet jede Konvertitenmacherei als unerwünscht und bekämpft sie energisch. 2010 betrug die Zahl der Zeugen Jehovas in den ehemaligen Sowjetrepubliken rund 380.000 Mitglieder.

Die Absicht, die Beweggründe sowohl der Zeugen Jehovas als auch der sowjetischen Behörden zu deren Verfolgung von innen her zu verstehen, ist der Verfasserin sehr gut gelungen. Sie bietet in ihrer Untersuchung einen umfassenden, zuverlässigen und gut reflektierten Einblick in das Leben und Wirken der Gläubigen und die Aktionen ihrer Verfolger. Intensive Forschungen in den Archiven Russlands, der Ukraine und Moldawiens, insbesondere in den Lokalararchiven von L'viv und Užhorod, förderten eine Menge unbekanntes und wertvolles Materials zu Tage; oft glich die Suche nach Nachrichten über die Zeugen Jehovas, wie die Verfasserin selber einmal schreibt, der Suche nach einer Stecknadel in einem Heuhaufen. Das Buch bietet einen wertvollen Beitrag zur Erforschung der Themenbereiche Religionsfreiheit, Menschenrechte, Dissidenz und Kampf der Behörden gegen sie in der Sowjetunion und wird als Fallstudie weit über den engeren Themenbereich hinaus auf Interesse stoßen.

*Erich Bryner, Schaffhausen*

SARAH DAVIES / JAMES HARRIS: *Stalin's World. Dictating the Soviet Order*. New Haven, London: Yale University Press, 2014. XV, 340 S. ISBN: 978-0-300-18281-1.

Sarah Davies und James Harris, haben mit *Stalin's World* ein Werk vorgelegt, dessen Titel große Erwartungen wecken muss. Wie sah die Welt aus, in deren Koordinaten sich Entschei-

dungsbedingungen der Stalinschen Politik verorten lassen? Man könnte eine Forschung über Weltkonstruktion und -wahrnehmung oder eine Analyse über den symbolischen Charakter der sowjetischen und internationalen Wirklichkeit in Stalinschen Entscheidungsgrundlagen oder in veröffentlichten, in redigierten unveröffentlichten Schriften erwarten. Die Autoren sind aber weit entfernt von solcher methodi-



scher Strukturierung des empirischen Materials.

Sie nahmen sich vor, den Informationsfluss und die Informationsverarbeitung zu betrachten, aus denen sich Stalin seine Welt zusammenfügte, und die Folgerungen in der von ihm geprägten Politik abzuwägen und zu vergleichen.

Die in diesem Buch betrachteten Themen umfassen die Zeit von 1924 bis 1939, die erste – immerhin die grundlegende und prägende – Hälfte der Stalin-Herrschaft. In ihren Ausführungen haben Davies und Harris diese Themen in solche der „Information und Interpretation“ im ersten Teil („bolschewistische“ Führung, Spionomanie, kapitalistische Einkreisung) und solche der „Macht der Stalinschen Worte“ (Führerkult, Arbeiterklasse, Sowjetkultur) im zweiten Teil untergliedert. Es ist die Aufteilung in Wahrnehmung bzw. Informationsverarbeitung einerseits und Umsetzung in praktische Politik andererseits. Man kann bezweifeln, ob dieses Schema der Denkweise Rechnung trägt, die Lenin und Stalin beständig ihren Gefolgsleuten predigten, nämlich dass die Theorie nicht von der Praxis zu trennen sei, das Pragma der Politik also immer schon in die Analyse eingepflanzt sein müsse. Unter den bearbeiteten Themen wird man solche vermissen, die für die Entwicklung der Stalinschen Herrschaft von entscheidender Bedeutung waren, wie vor allem die gewaltsame Kollektivierung der Landwirtschaft oder den „Großen Terror“. Mit diesen Lücken erhält die Themenauswahl des Buches etwas Zufälliges.

Es erweist sich als großer Mangel, dass die Autoren sich zum größten Teil auf eine Exegese des in den Archiv-Dokumenten aufgefundenen Materials beschränken, ohne eine quellenkritische Methode des historischen Umgangs mit der Fülle dieser Aussagen und Niederschriften Stalins zu bieten. Die Analyse bleibt so auf der Strecke. Ja, ihnen schien selbst die bloße Einarbeitung in den Forschungsstand der behandelten Themen nicht der Mühe wert zu sein. Zwei Beiträge werfen ein exemplarisches Schlaglicht auf diese Mängel.

Der Artikel *Capitalist Encirclement* behandelt das Stalinsche Bild von der drohenden Invasion durch kapitalistische Staaten. Seit Jahrzehnten haben sich Spezialisten mit dem Thema befasst

(B. Pietrow 1983, J. Haslam 1984, G. Roberts 1989, G. Gorodetsky 1999), ohne dass jetzt diese Forschungsliteratur berücksichtigt würde. Lag nun die feste Verankerung dieses Weltbildes im Denken des „Führers“ an der eindimensionalen Information Stalins, dem niemand gewagt habe, gegenteilige Fakten vorzulegen, wie erklärt wird? (S. 94) Die Behauptung kann sich vielleicht auf Geheimdienst-Berichte berufen, die in Stalins Archiv vorzufinden sind. Sie hat aber keinen Bestand vor den vielfältigen Analysen gegenteiligen Inhalts aus dem Außen-Kommissariat sowohl unter Georgij V. Čičerin als auch unter Maksim M. Litvinov. Letzterer hatte noch im April 1939, unmittelbar vor Stalins fatalem Kursschwenk zum Pakt mit Hitler, ein Memorandum vorgelegt, das die Möglichkeit einer Kooperation mit den Westmächten positiv begründete. Harris glaubt, ohne Belege anzuführen, Stalin sei nichts anderes als die Kumpanei mit Nazi-Deutschland übrig geblieben (S. 129), womit er die weit überwiegende gegenteilige Forschungsmeinung ignoriert. Er bleibt in den Suggestionen verfangen, die er aus den Dokumenten des Stalin-Archivs gewinnt.

Der Beitrag *The Leader Cult* hat vor allem die Einwände, Abschwächungen und Warnungen Stalins in Hinblick auf den um ihn entfalteten Kult zum Gegenstand. Auch hier zeigen sich die großen Nachteile einer Darstellung allein aus den ausgewählten Dokumenten des Stalin-Archivs, der in keiner Weise ein quellenkritisches Instrumentarium beigegeben wird. Der Stalin-Kult war ein Macht-Diskurs. Wie also kann aus allerhand Dokumenten-Zitaten die Einstellung Stalins rekonstruiert werden, ohne seine reale Stellung im totalitären Machtgefüge zu berücksichtigen? An keiner Stelle wird die so suggerierte „Bescheidenheit“ Stalins abgeglichen mit den in der Forschung belegten zentral gelenkten Kult-Initiativen selbst. So wird in der Folge bei den Lesern der Eindruck hinterlassen, ein „hilfloser Stalin“ habe die völlig übertriebene Verehrung über sich ergehen lassen müssen! Nicht zufällig ist dies in den dreißiger Jahren die Sicht der apologetischen Publizistik über Stalin im Westen gewesen, die z. B. einem Lion Feuchtwanger von Stalin persönlich souffliert wurde.

Jan Plamper (*The Stalin Cult*, 2012, S. 122 ff.) hat in diesem Zusammenhang von der „gekünstelten Bescheidenheit“ bzw. der „unbescheidenen Bescheidenheit“ Stalins gesprochen. Er konnte dies auf der Basis grundlegender Quellenkritik und unter Berufung auf Oleg Chlevnjuk, den wohl besten Kenner des „Stalin-Archivs“, plausibel machen: Darin hat er gezeigt, dass jene Dokumente aus dem unter Stalins Regie stehenden Archiv gerade zum Zwecke der Suggestion dieses Eindrucks der „Bescheidenheit“ des „Führers“ konstruiert und hinterlassen wurden. Davies erklärt sich unbeeindruckt von diesen Argumenten, da Plampers Werk hauptsächlich auf die künstlerische Seite

des Stalin-Kultes gemünzt sei, wie sie fälschlich behauptet (S. 136).

Die bloße Dokumenten-Exegetik als historische Methode führt in *Stalin's World* dazu, sich vor allem Stalins „Welt als Wille und Vorstellung“ – frei nach Schopenhauer – zu eigen zu machen. Einen Fortschritt in der Stalin-Forschung kann man das kaum nennen, eher eine Kapitulation von Historikern vor der Überfülle des Materials aus der viel beschworenen post-sowjetischen „Archiv-Revolution“ und eine bereitwillige Übernahme obsoleter, vorwiegend in der Sowjetunion produzierter Forschungsmeinungen.

Benno Ennker, Radolfzell

AGLAIA WESPE: Alltagsbeobachtung als Subversion. Leningrader Dokumentarfilm im Spätsozialismus. Göttingen: V&R unipress, 2014. 279 S., 26 Abb. = Kultur- und Sozialgeschichte Osteuropas / Cultural and Social History of Eastern Europe, 1. ISBN: 978-3-8471-0299-1.

Im Mittelpunkt dieses ersten Bandes der Reihe *Kultur- und Sozialgeschichte Osteuropas* stehen drei kurze, zwischen 1968 und 1979 in Leningrad entstandene Dokumentarfilme: *Vsego tri uroka* (Nur drei Schulstunden; 1968) unter der Regie von Petr Mostovoj, *Tramvaj idet po gorodu* (Die Straßenbahn fährt durch die Stadt; 1973) der Regisseurin Ljudmila Stanukinas und *Naša mama – geroj* (Unsere Mutter – ein Held; 1979) von Nikolaj Obuchovič. Dabei handelt es sich um drei herausragende Dokumentarfilme ihrer Zeit, realisiert von drei namhaften Filmemachern, deren dokumentarisches Herangehen den internationalen Erneuerungsbewegungen des amerikanischen *direct cinema* und des französischen *cinéma vérité* nahesteht. Die drei Regisseure des Leningrader Dokumentarfilmstudios verbindet der Versuch, den sowjetischen Dokumentarismus von seiner primären Funktion der politischen Propaganda zu befreien und – im Sinne des Tauwetterkinos der sechziger Jahre – den ‚gewöhnlichen‘ Menschen in seiner Vielschichtigkeit in den Mittelpunkt zu stellen. Gleichzeitig sind diese Dokumentarfilmer vom künstlerischen Gestaltungswillen des Autorenkinos inspi-

riert und arbeiten gegen die dokumentarischen Darstellungskonventionen, die für die Wochenschau und andere Spielarten der so genannten Filmchronik charakteristisch sind. Mit der Umbenennung des Leningrader Studios von *Leningradsckaja studija kinochroniki* (Leningrader Wochenschaustudio) in *Leningradsckaja studija dokumental'nych fil'mov* (Leningrader Dokumentarfilmstudio) im Jahr 1968 war daher eine programmatische Neuorientierung verbunden, die sich unter den Bedingungen der sowjetischen Zensur freilich nur zum Teil realisieren ließ und Filmverbote nach sich zog.

Die bislang außerhalb Russlands nur wenig beachtete Geschichte des Leningrader Dokumentarfilmstudios steht jedoch nicht im Zentrum der von Aglaja Wespe vorgelegten Monographie. Das Interesse der Historikerin gilt vielmehr der Alltagsgeschichte, die sie anhand der Dokumentarfilme zu ergründen versucht. Dabei betrachtet sie die der Alltagsbeobachtung verpflichteten Filme als Manifestationen von Widerspenstigkeit gegen das System, d. h. gegen das, was politisch, ideologisch und gesellschaftlich in den offiziellen sowjetischen Medien der siebziger Jahre darstellbar war. Im Mittelpunkt der Interpretation steht damit die Frage, „welche Formen von Affirmation, Subversion oder Verweigerung in den Leningrader Dokumentarfilmen gesehen werden können“ (S. 18). Mit dieser Fragestellung passt die von Heiko Haumann betreute und an der Universität Basel eingereichte

Dissertation auch genau in die neu gegründete Reihe *Kultur- und Sozialgeschichte Osteuropas*, die von Dittmar Dahmann, Anke Hilbrenner, Claudia Kraft, Julia Obertreis, Stefan Rohdewald und Frithjof Benjamin Schenk herausgegeben wird. Der inhaltliche Schwerpunkt der Reihe besteht, wie das Herausbergergremium in seinem der Monographie von Wespe vorangestellten Vorwort vermerken, in „kulturwissenschaftlich ausgerichtete[n] Arbeiten, die etwa Identitäten oder Repräsentationen in den Vordergrund stellen“ oder „Fragen nach Alltagserfahrungen, konkurrierenden Gesellschaftsentwürfen oder Gründen, Formen und Folgen sozialer Ungleichheiten“ nachgehen (S. 10).

Die Arbeit von Aglaja Wespe macht deutlich, welche Konsequenzen der *cultural turn* für die Geschichtswissenschaft mit sich bringt, bedeutet die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit – im Fall von Wespe – filmischen Repräsentationen doch ein hohes Maß an Interdisziplinarität. Dieser Herausforderung begegnet Wespe mit einer Kombination unterschiedlicher Theorien und Methoden der Geisteswissenschaften, wie bereits aus der Kapitelgliederung des Buches deutlich wird. So steckt Wespe in den ersten beiden Kapiteln das breite akademische Feld ab, das es zu durchqueren gilt, um die drei Dokumentarfilme zu interpretieren und mit der historischen Wirklichkeit des Spätsozialismus zu verknüpfen. Das dritte und letzte Kapitel ist schließlich der Interpretation und Kontextualisierung der drei ausgewählten Filme gewidmet.

Im ersten Kapitel, das mit *Methoden* überschrieben ist, legt Wespe mit beachtenswerter Stringenz für die eigene Arbeit relevante theoretische Zugänge und Analysemethoden dar, wie die Dichte Beschreibung von Clifford Geertz, Erkenntnisse der Gender Studies über die Wirkungsweisen binärer Oppositionen und die Reproduktion geschlechtsspezifischer Verhaltensweisen oder auch die Methoden und das Erkenntnispotenzial der *oral history*. Darüber hinaus diskutiert sie unterschiedliche Zugänge zum Film wie Filmsemiotik und strukturelle Filmanalyse, Ikonographie und Ikonologie oder methodische und theoretische Überlegungen zum Verhältnis von Dokumentarfilm und Realität aus dem Bereich der Ethnologie.

Im zweiten Kapitel mit dem Titel *Historische Bezüge* setzt sich die Autorin mit sozial- und alltagsgeschichtlich relevanten Fragen auseinander und lotet die komplexen Zusammenhänge von parteistaatlicher Öffentlichkeit, informellen öffentlichen Räumen, Alltagsnormen und Privatsphäre in der Breznev-Zeit aus. In Ergänzung dazu erläutert Wespe den filmhistorischen Kontext, indem sie Eckpunkte der Dokumentarfilmgeschichte herausgreift wie die Arbeiten des sowjetischen Dokumentarfilmregisseurs Dziga Vertov oder den Einsatz von Synchronon und versteckter Kamera in den sechziger Jahren. Ein letzter Abschnitt ist dem Leningrader Dokumentarfilmstudio gewidmet, wobei Wespe wegen des weitgehenden Fehlens wissenschaftlicher Literatur zu diesem Thema auf das Erinnerungsinterview zurückgreift. Auf der Basis der im Text selbst sowie im Anhang dokumentierten Gespräche, die sie mit den Regisseuren und Regisseurinnen der interpretierten Filme sowie mit zwei weiteren Filmschaffenden führte, gewinnt Wespe Einblicke in die Entstehungsgeschichte der Filme, in die Arbeitsatmosphäre im Studio, in die Funktionsweisen der staatlichen Zensur oder aber auch in die Diskriminierung jüdischer Filmmacher in der „Stagnationszeit“ (wobei der letzte Aspekt für das Thema der Arbeit nicht wirklich relevant erscheint).

Im dritten Kapitel wird, basierend auf einer eingehenden formalen Analyse von Bildmotiven und Kameraführung sowie von Montage und Ton, jeder der drei Filme in der historischen Wirklichkeit kontextualisiert und auf sein subversives Potenzial hin befragt. Anhand von *Vsego tri uroka* diskutiert Wespe den schulischen Alltag der „Stagnationszeit“ unter Berücksichtigung der stalinistischen kulturellen Praxis der „Selbstkritik“ und lotet das Maß an „Eigensinn“ aus, das der Film (wie auch die Lehrerin) den Schüler/innen zugesteht. Die im Dokumentarfilm *Tramvaj idet po gorodu* porträtierte Leningrader Straßenbahnfahrerin und die gezeigte Straßenbahnfahrt durch die Stadt nimmt Wespe zum Anlass, um weibliche Rollenbilder zu diskutieren und nach der idealisierten Darstellung des öffentlichen Verkehrs im Film zu fragen. Im Unterschied zum romantisch-lyrischen Großstadtfilm *Tramvaj idet po gorodu*, dessen Widerstand-

spotenzial Wespe „zwischen Affirmation und Verweigerung“ ansiedelt, steht die nicht systemkonforme Darstellung im dritten Film, *Naša mama – geroj* über eine Weberin und Heldin der Arbeit, von vornherein außer Frage, da der Film seinerzeit verboten wurde und erst im Jahr 1989 erstmals gezeigt werden konnte.

Das Verdienst von Wespes Studie liegt zweifelsohne in der Interdisziplinarität und in dem mutigen Unterfangen, sich an ein Thema zu wagen, dessen materielle Basis – die Filme – zu Beginn der Arbeit nur schwer zugänglich war (mittlerweile sind die drei Filme auf YouTube abrufbar). Anhand von *Vsego tri uroka* gelingt es der Autorin auch, das Potenzial einer Filmanalyse aus kulturwissenschaftlicher Perspektive, die „einen Film auf Zeichen seiner Zeit hin“ (S. 26) untersucht, zu demonstrieren. Die Schwächen von Wespes Herangehen werden jedoch in den anderen beiden Filminterpretationen deutlich, wenn dokumentarische Alltagsszenen vor allem als Anlass dienen, um bereits bekannte Phänomene des Spätsozialismus zu beschreiben. So werden beispielsweise die mit versteckter Kamera gemachten Aufnahmen von Straßenbahn-Passagieren dafür herangezogen, um die Mehrfachbelastung der Frauen (müde Frauengesichter) oder die Medienkultur der Brežnev-Zeit (Zeitungsleser) zu thematisieren. Dabei entsteht unweigerlich eine Diskrepanz zwischen der konkreten Darstellung im Film und dem, was diese Darstellung über den sowjetischen Alltag aussagt und welche Erkenntnisse daraus gewonnen werden können. Anstatt sich auf drei kurze Dokumentarfilme zu beschränken und dies mit

dem „aufwendigen Interpretationsvorgehen“ – der Erstellung von Sequenz- und Einstellungsprotokollen – zu begründen (S. 22), wäre daher wohl zielführender gewesen, andere Filme aus der Zeit – Dokumentar- und Spielfilme gleichermaßen – in die Analyse mit einzubeziehen. Dabei wäre beispielsweise im Fall von *Vsego tri uroka* an die Schulfilme der sechziger und siebziger Jahre zu denken, in Bezug auf *Naša mama – geroj* an das Genre des Produktionsfilms oder aber auch an andere, zeitgleich entstandene Dokumentarfilme wie Aleksandr Sokurovs ebenfalls verbotenen Dokumentarfilm *Marja*.

Besonders problematisch erscheint jedoch Wespes Ansatz einer „Kombination von Filminterpretation und Befragung von ZeitzeugInnen“ (S. 254), der darauf hinausläuft, die im Dokumentarfilm dargestellte Realität auf ihr Verhältnis zur historischen Wirklichkeit hin zu überprüfen. Dies geschieht mit Hilfe von relativ zufällig gewählten Zeitzeugen, die die Filme anschauen und kommentieren – bei Wespe sind dies ein Ingenieur, eine Reiseleiterin und eine Lehrerin für russische Sprache und Literatur. Ein derartiges Herangehen stellt nicht nur die eigenen theoretischen Ausführungen zur „Konstruktion der filmischen Wirklichkeit“ (S. 121) in Frage, sondern setzt sich letzten Endes auch über das künstlerische Programm des Leningrader Dokumentarfilmstudios hinweg, das der Dokumentarfilmer Viktor Semenuk einmal so formuliert hat: „Wir sagten, es gibt keinen Inhalt. In der Kunst gibt es nur eine Form.“

Eva Binder, Innsbruck

TANJA ZIMMERMANN: *Der Balkan zwischen Ost und West. Mediale Bilder und kulturpolitische Prägungen*. Köln / Weimar / Wien: Böhlau, 2014. X, 504 S., 120 Abb. = osteuropa medial, 6. ISBN: 978-3-412-22163-8.

Dass „der Balkan [...] nicht nur ein Produkt der kulturellen und politischen Imaginationen des Westens“, „sondern [...] vielmehr im Fadenkreuz der Blicke aus Ost und West“ entstanden sei, weiß das vorliegende Buch zu berichten (Klappentext). Bei der Monographie

handelt es sich um die überarbeitete Version einer im Juni 2011 an der Universität Konstanz eingereichten Habilitationsschrift. Auf etwa 440 Seiten (Haupttext) widmet sich Tanja Zimmermann dem Versuch, die unterschiedlichen medialen Balkan-Narrative seit dem Niedergang der philhellenischen Begeisterung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis zur post-jugoslawischen Periode nachzuzeichnen. Dabei fragt die Autorin nach der Genese und Übertragung unterschiedlicher kulturpolitischer Entwürfe eines „dritten Raumes“ – vom Nie-

mandsland bis zum jugoslawischen blockfreien „dritten Weg“.

Zimmermann gliedert ihre Untersuchung inklusive Einleitung und einer abschließenden Zusammenfassung in insgesamt acht Kapitel. Nach einer kurzen Einführung, in der sie den thematischen Rahmen der Abhandlung absteckt sowie die relevanten spezifischen Fachtermini erläutert, geht die Autorin in den folgenden zwei Kapiteln auf die im südosteuropäischen Raum des 19. Jahrhunderts dominierenden supranationalen Ansätze und Völkerstereotype des Philhellenismus, Orientalismus und Panslawismus ein. Beleuchtet werden hierbei die in ihrer Wirkung weitreichenden Schriften und Thesen Jakob Philipp Fallmerayers, Cyprien Roberts, Aleksandr Puškins, Viktor Tepljakovs, Michal Czajkowskis, Michail Lermontovs, Ivan Turgenyevs, Gleb Uspenskij oder Benjamin Kállays. Zimmermann behandelt im anschließenden vierten Kapitel kurz die mannigfaltigen Balkanbilder in den Reiseberichten vom 19. bis zum frühen 21. Jahrhundert.

Recht ausführlich skizziert die Verfasserin im fünften Abschnitt ihrer Untersuchung den sogenannten „dritten Weg“ der SFR Jugoslawien unter dem langjährigen Ministerpräsidenten (1943–1963) bzw. Staatspräsidenten (1953–1980) Josip Broz Tito. Zimmermann gelingt es hier recht eindrucksvoll, die mediale Legitimierung des Föderationsstaates unter Titos Herrschaft nachzuzeichnen. Beschrieben werden die so unwirklich wie abenteuerlich anmutenden medialen Propagandaauswüchse des jugoslawischen Sozialrealismus bzw., nach der Abkehr von diesem, des jugoslawischen „dritten Weges“, beginnend in der sich stark an sowjetischen Vorbildern orientierenden unmittelbaren Nachkriegszeit mit dem Partisanenfilm *In den Bergen Jugoslawiens* (1946) des Abram Room als Beispiel par excellence, über die „schablonenhafte Befreiung von der sowjetischen Schablone“ (S. 179) und die Anfänge des Titotismus in den Jahren nach dem Ausschluss Jugoslawiens aus dem Kominform im Juni 1948, bis hin zur Ausprägung und Verfestigung des „dritten Weges“ und seiner Aufarbeitung in Kunst und Medien.

Die Verschränkung von Politik und Religion steht im Zentrum des sechsten Kapitels *Die*

*Wiederkehr der Mythen: Erinnerungspolitik*. Anhand des in Anlehnung an die Schlacht auf dem Amselfeld (1389) entstandenen Kosovo-Mythos, das „im Fadenkreuz der politischen Interessen und Machtkonstellationen zum zentralen Mythos der Integration und Desintegration auf dem Balkan“ avanciert sei, analysiert Zimmermann die konstruktiven wie destruktiven Seiten von mythischen Erinnerungsnarrativen. So habe die Hervorhebung der verbindenden und integrativen Elemente des Kosovo-Mythos durch den britischen Historiker Robert William Seton-Watson, den Philosophen und späteren tschechoslowakischen Präsidenten Tomáš G. Masaryk oder den Bildhauer Ivan Meštrović während seiner großen Ausstellung *Kosovo-Fragmente* in London in den Jahren 1915–1916 einen nicht unwesentlichen Beitrag zur Gründung des ersten jugoslawischen Staates geleistet. Dem stellt Zimmermann die destruktive Umkehrung des Kosovo-Mythos durch die serbischen Nationalisten unter Slobodan Milošević in den Jahren 1989–1989 entgegen und konstatiert: „Aus dem transnationalen Mythos der Integration wurde ein nationaler Mythos der Desintegration und der erneuten Polarisierung zwischen Ost und West.“ (S. 23)

Hieran anschließend widmet sich die Autorin noch einmal in dem Kapitel *Thanatologische Phantasmen der Balkan-Kriege* dezidiert der Bild- und Medienpolitik während der jugoslawischen Zerfallskriege der 1990er Jahre. Besondere Aufmerksamkeit wird dabei vor allem dem Bosnienkrieg von 1991–1995 eingeräumt, der wie kein anderer der Jugoslawienkriege des ausgehenden 20. Jahrhunderts das Balkan-Bild in den Medien prägte. Zimmermann zeigt, „dass der Balkan zum Ort für die Anwendung der postmodernen Theorien der Simulakren wurde.“ So hätten sich nicht nur Bild und Realität miteinander vermischt. Ferner sei auch schließlich „die Realität [...] durch das Bild ersetzt“ worden. (S. 23)

Mit der vorliegenden, interdisziplinär angelegten Studie ist Tanja Zimmermann zweifelsohne ein wichtiger und erfrischender kulturwissenschaftlicher Beitrag zur Südosteuropaforschung gelungen. Das Buch besticht durch seine Detailliertheit und bietet einen guten Überblick zur medialen Generierung der Balkan-Bilder vom 19. bis ins 21. Jahrhundert. Stö-

ren mag einzig – zumindest in der zweiten Hälfte des Bandes – die thematische Fokussierung auf Jugoslawien und die Gleichsetzung der dort geführten Balkandiskurse mit dem ganzen Balkanraum. Hier wäre vor allem ein Vergleich der jugoslawischen mit den albanischen, bulgari-

schen, griechischen oder rumänischen Balkannarrativen wünschenswert gewesen, weisen sie doch zahlreiche Parallelen, aber ebenso viele interessante Unterschiede in dem hier behandelten Zeitraum auf.

*Paul Srodecki, Gießen*

SERHII PLOKHY: *The Last Empire. The Final Days of the Soviet Union*. New York: Basic Books, 2014. 520 S., 17 Abb., 2 Ktn. ISBN/ISBN: 987-0-465-05696-5.

Harvard-Professor Serhii Ploky schildert in seinem Buch, das auf bislang unbekanntem sowjetischen, ukrainischen und amerikanischen Quellen beruht, den Weg der Sowjetrepubliken in der zweiten Hälfte des Jahres 1991 von der Union über die „Souveränität“ – verstanden als Vorrang der eigenen inneren Rechtsetzung vor der des Kremls – zur vollen Unabhängigkeit. Dabei bestätigt sich der Eindruck, dass die sich zur offenen Feindschaft steigernde Rivalität zwischen Gorbatschow als dem Repräsentanten der Union und Jelzin als dem Chef Russlands, der sich die Sache der Republiken gegenüber dem Zentralstaat zu eigen machte, die Vorgänge entscheidend bestimmte: In ihrem politischen Ringen um die Neugestaltung der kriselnden UdSSR ging es zugleich darum, sich die führende Rolle zu verschaffen und den Widersacher auszuschalten. Gorbatschow war von vornherein der schwächere Akteur: Er verfügte zwar über ein gewaltiges Renommee im Westen, wo man zunächst gegen Jelzin eingestellt war und deswegen sowie aus anderen Gründen dessen Gegner unterstützte und für den Fortbestand der Sowjetunion auf der bisherigen Grundlage eintrat, befand sich aber nach dem von Jelzin zum Scheitern gebrachten Putsch der Altkader, die er ins Amt gebracht hatte, in einer unterlegenen Position. Überdies vermochte er im Gegensatz zu seinem Widersacher nicht, entschlossen zu handeln und sich an die Spitze der in Bewegung geratenen Massen zu setzen, sondern verschwendete seine Zeit mit der Formulierung von Stellungnahmen, die für diplomatische Vorgänge gut geeignet gewesen wären, aber in der aufgewühlten inneren Lage kaum Wirkung hatten. Seit er an der

Jahreswende 1990/91 den Bund mit den Altkadern gesucht hatte, waren seine früheren liberalen und demokratischen Anhänger ohnehin zumeist zu Jelzin gewechselt.

Nach dem Ende des Putsches vom August 1991 hatte es zuerst so geschienen, als würden die Rivalen zueinander finden: Jelzin ließ Gorbatschow aus seinem Urlaubsort, wo er von den Putschisten, nachdem er die ihm angesonnene Kollaboration standhaft verweigert hatte, von der Außenwelt isoliert worden war, nach Moskau holen, und beide waren sich einig, dass an der Einheit der UdSSR festgehalten werden müsse. Doch das Einvernehmen dauerte nicht lange. Sehr bald zeigte sich, dass Gorbatschow der Unionszentrale, also sich selbst, die entscheidende Rolle geben wollte. Jelzin wäre dadurch sein Untergebener geworden, also in eine Position geraten, die er von vornherein schärfstens ablehnte. Die Auseinandersetzung vollzog sich vor dem Hintergrund einer Entwicklung, in deren Verlauf die Sowjetrepubliken nachdrücklich Selbständigkeit forderten. Das galt vor allem für Russland. Dieses war dadurch benachteiligt, dass es allein keine staatlichen Organe besaß. Solange die Partei den Staat von Moskau aus gelenkt und sich dabei zumeist auf russische Kader gestützt hatte, war dies nicht als Problem gesehen worden. Als aber die Partei – nicht zuletzt durch Jelzin – ihre bisherige Rolle einbüßte, kam es auf die Verfügung über einen Staatsapparat an, den nur die Union – also Gorbatschow – besaß. Daher kam es für Jelzin darauf an, die Union zu entmachten und ihre Funktionen einem russischen Staatsapparat zu übertragen, der zwar nicht die ganze UdSSR regieren, jedoch als Organ der mächtigsten Republik die Führung übernehmen würde. Die Verwirklichung dieses Konzepts setzte voraus, dass die anderen Republiken einerseits sich von der Union lösten und andererseits eine Konföderation mit Russland eingingen.

An diesem Punkt wurden die Republiken – außer den baltischen Ländern, deren Entlassung aus dem sowjetischen Staatsverband zwischen Gorbatschow und Jelzin unstrittig war – zum entscheidenden Faktor. Viele von ihnen, darunter die Ukraine, hatten sich bereits für souverän erklärt und damit den Vorrang ihrer Rechtsakte vor denen aus Moskau festgelegt. In Kiew (Kyiv) war Kravčuk maßgebend, der sich durch Anpassung an die Lage im Innern zu behaupten suchte. Die alte Nomenklatura machte sich – wie in anderen Republiken, auch in Russland – die sich bei Auflösung der Parteiherrschaft bietende Möglichkeit zunutze, das Staatseigentum in ihre Hände zu bringen und sich damit eine soziale Machtstellung zu verschaffen; sie sah sich aber durch starke liberale und demokratische, auf Unabhängigkeit dringende Kräfte herausgefordert. Unter Führung der Hauptprofiteure, der „Oligarchen“ (wie sie bald hießen), schloss man sich der Bewegung für die Unabhängigkeit an. Dadurch wurde eine bedrohliche innenpolitische Konfrontation vermieden und eine Trennung der Liberalen und Demokraten von ihren Gesinnungsgenossen in Moskau, vor allem von Jelzin und seinen Anhängern, herbeigeführt, die zumindest eine konföderative Bindung der Ukraine für nötig hielten. Angesichts dessen lehnte Kravčuk nicht nur den Unionsvertrag ab, für den sich Gorbatschow einsetzte, sondern bezog mit der Unabhängigkeitserklärung vom 24. August 1991 auch eine radikale Gegenposition zu Jelzin, der mit der Niederschlagung des Putsches gerade zum maßgeblichen Politiker in der UdSSR avanciert war.

Mit diesem Schritt verband sich die Ankündigung eines Referendums, das am 1. Dezember stattfand und eine sehr große Mehrheit für die Unabhängigkeit ergab. Auch in den Regionen, in denen ganz überwiegend ethnische Russen lebten, stimmte die Mehrheit dafür. Kravčuk berief sich auf dieses klare Votum, als er im Gespräch mit Jelzin am 7. Dezember auf voller, durch nichts eingeschränkter Unabhängigkeit bestand. Das sei der Auftrag des Volkes, von dem er nicht abgehen könne. Das war das Ende des Sowjetstaates. Zwar kamen beide Männer überein, eine nicht näher definierte „Gemeinschaft unabhängiger Staaten“ zu begründen, die einige

Elemente der Einheit – etwa den freien Personen- und Güterverkehr – aufrechterhielt, doch die Erwartung, damit auch ein konföderationsähnliches Verhältnis herzustellen, erfüllte sich nicht.

Die Vorgänge und Entwicklungen werden in allen Einzelheiten brillant dargestellt. Das Buch schildert sie mit allen äußeren Umständen und in Verbindung mit der jeweils wichtigen Vorgeschichte überaus lebendig und ist damit für jeden, der sich für den genauen Hergang interessiert, eine spannende Lektüre. Diese Darstellung des Geschehens in der zweiten Jahreshälfte 1991, in der sich die Entscheidungen anbahnten und vollzogen, wird mit guten Quellen überzeugend belegt und erbringt zahlreiche neue Erkenntnisse. Nur wer sich diese zu eigen macht, kann sich künftig an der wissenschaftlichen Diskussion über das Ende der Sowjetunion und seine Gründe sachkundig beteiligen. Dem Leser eröffnet sich auch ein Ausblick auf die seitherige Entwicklungen: Schon im Herbst 1991 wurde im Umfeld Jelzins, zu dem Putin gehörte, die Möglichkeit erörtert, den auf Unabhängigkeit gerichteten Willen der Ukraine mit Aktionen zur Abspaltung der Halbinsel Krim sowie östlicher und südlicher Landesteile zu beantworten.

An wenigen Stellen, die für das Thema des Buches, das Ende der UdSSR, unwichtig sind, weil sie nur den weiteren Kontext betreffen, ist Kritik angebracht. Gorbatschow hat die Anwendung von Gewalt weder 1986 in Tbilisi noch Anfang 1991 in Vilnius veranlasst, die er vielmehr stets unbedingt abgelehnt und verurteilt hat. Die unter Verweis auf einen späteren Pressebericht verbreitete Darstellung, die Welt sei im Herbst 1983 nur mit knapper Not der Katastrophe des Nuklearkrieges entgangen, wurde insbesondere durch die Untersuchung der Vorgänge im Zusammenhang mit dem US-Manöver „Able Archer“ überzeugend widerlegt. Diese gelegentlichen Irrtümer in Nebenfragen tun der enormen Leistung Plokhy's keinen Abbruch, klar gezeigt und belegt zu haben, auf welche Weise es von innen her zur Auflösung der Supermacht Sowjetunion gekommen ist, die jahrzehntelang die Welt in Atem gehalten hatte.

*Gerhard Wettig, Kommen*

- Außerdem wurden in *recensio.net* Besprechungen in rein elektronischer Form als *jgo.e-reviews* 2016, 2 zu folgenden Büchern veröffentlicht:
- After the Holodomor. The Enduring impact of the Great Famine on Ukraine. d. by Andrea Graziosi, Lubomyr A. Hajda, and Halyna Hryn. (Jan-Hinnerk Antons)
- ABRAHAM ASCHER: The Russian Revolution. A Beginner's Guide. (Georg Wurzer)
- ELISSA BEMPORAD: Becoming Soviet Jews. The Bolshevik Experiment in Minsk. (Eva Mäder)
- CHOI CHATTERJEE, DAVID L. RANSEL, MARY CAVENDER: Everyday Life in Russia Past and Present. (Alla Arkad'evna Sal'nikova)
- GYÖRGY DALOS: Geschichte der Russlanddeutschen. Von Katharina der Großen bis zur Gegenwart. (Detlef Brandes)
- MÁRTA FATA: Migration im Gedächtnis. Auswanderung und Ansiedlung im 18. Jahrhundert in der Identitätsbildung der Donauschwaben. (Gerhard Seewann)
- PIOTR FORECKI: Reconstructing Memory. The Holocaust in Polish Public Debates. (Frank Golczewski)
- JOHANNES FRACKOWIAK: Nationalistische Politik und Ressentiments. Deutsche und Polen von 1871 bis zur Gegenwart. (Isabel Röskau-Rydel)
- DAVID FRICK: Kith, Kin, and Neighbors. Communities and Confessions in Seventeenth-Century Wilno. (Christophe von Werdt)
- JÖRG HACKMANN: Vereinskultur und Zivilgesellschaft in Nordosteuropa – Associational Culture and Civil Society in North Eastern Europe. Regionale Spezifik und europäische Zusammenhänge – Regional Features and the European Context. (Anja Wilhelmi)
- STEVEN E. HARRIS: Communism on Tomorrow Street. Mass Housing and Everyday Life After Stalin. (Julia Obertreis)
- DANIELA KALKANDJIEVA: The Russian Orthodox Church, 1917–1948. From Decline to Resurrection. (Sebastian Rimestad)
- GAIL KLIGMAN, KATHARINE VERDERY: Peasants under Siege. The Collectivization of Romanian Agriculture, 1949–1962. (Krista E. Zach)
- MICHAIL V. KOVALEV: Russkie istoriki-émigranty v Prage (1920–1940 gg.). Monografiya. (Nikolaus Katzer)
- Dennis Larsen, Therkel Stræde: En skole i vold. Bobruisk 1941–44. Frikorps Danmark og det tyske besættelsesherredømme i Hviderusland. (Bernd Bonwetsch)
- ALEXANDRU MADGEARU: Byzantine Military Organization on the Danube, 10th–12th Centuries. (Krista E. Zach)
- GERTRAUD MARINELLI-KÖNIG: Die böhmischen Länder in den Wiener Zeitschriften und Almanachen des Vormärz (1805–1848). Tschechische nationale Wiedergeburt – Kultur- und Landeskunde von Böhmen, Mähren und Schlesien – Kulturelle Beziehungen zu Wien. (Heidi Hein-Kircher)
- INA MERDJANOVA: Rediscovering the Umma. Muslims in the Balkans between Nationalism and Transnationalism. (Klaus Buchenau)
- HORST MÖLLER, ALEKSANDR O. ČUBAR'JAN: Mitteilungen der Gemeinsamen Kommission für die Erforschung der jüngeren Geschichte der deutsch-russischen Beziehungen – Soobščeniya Sovmestnoj komissii po izučeniju novejšej istorii rossijsko-germanskich otnošenij. (Jan Lipinsky)
- HENRIETTA MONDRY: Exemplary Bodies. Constructing the Jew in Russian Culture Since the 1880s. (Alexis Hofmeister)
- ALAN V. MURRAY: The North-Eastern Frontiers of Medieval Europe. The Expansion of Latin Christendom in the Baltic Lands. (Anti Selart)
- RADU NEDICI: Formarea identității confesionale greco-catolice în Transilvania veacului al XVIII-lea. Biserică și comunitate. (Hans-Christian Maner)



- LAURA J. OLSON, SVETLANA ADONYEVA: *The Worlds of Russian Village Women. Tradition, Transgression, Compromise.* (Eva Mäder)
- YOHANAN PETROVSKY-SHTERN: *The Golden Age Shtetl. A New History of Jewish Life in East Europe.* (Stefan Wiese)
- UTE RASSLOFF: *Wellenschläge. Kulturelle Interferenzen im östlichen Mitteleuropa des langen 20. Jahrhunderts.* (Matthias Stadelmann)
- SEBASTIAN ROSENBAUM, DARIUSZ WĘGRZYN: *Wywózka. Deportacja mieszkańców Górnego Śląska do obozów pracy przymusowej w Związku Sowieckim w 1945 roku. Faktografia – konteksty – pamięć.* (Robert Kędzierski)
- PAUL A. SHAPIRO: *The Kishinev Ghetto, 1941–1942. A Documentary History of the Holocaust in Romania's Contested Borderlands.* With chronology by Radu Ioanid and Brewster Chamberlin and translations by Angela Jianu. (Svetlana Suveica)
- INNA SHTAKSER: *The Making of Jewish Revolutionaries in the Pale of Settlement. Community and Identity during the Russian Revolution and its Immediate Aftermath, 1905–07.* (Frank Grelka)
- OLGA VELIKANOVA: *Popular Perceptions of Soviet Politics in the 1920s. Disenchantment of the Dreamers.* (Benno Ennker)
- ÈLENA A. VIŠLENKOVA, I. M. SAVEL'ËVA: *Soslovie russkich professorov. Sozdateli statusov i smyslov.* (Curtis Richardson)
- GREGORY VITARBO: *Army of the Sky. Russian Military Aviation before the Great War, 1904–1914.* (John W. Steinberg)
- JELENA WALL, DIETMAR NEUTATZ: *Ein Weg durch Russland. Die autobiographischen Aufzeichnungen des Russlanddeutschen Jakob Wall über sein Leben in der Deportation.* (Steffi Keil)
- ANDRIY ZAYARNYUK: *Framing the Ukrainian Peasantry in Habsburg Galicia, 1846–1914.* (Christophe von Werdt)
- MYCHAJLO ZUBRYT'S'KYJ: *Zibrani tvory y materialy u tr'och tomach – Collected Works and Materials in Three Volumes.* Ed. by Frank E. Sysyn. (Christophe von Werdt)